Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

38 (23.9.1934) Sonderausgabe

Visual Library

Baden-Pfalz-Saar

Sonder-Ausgabe des „Führer am Sonntag"

SONNTAG, 23. SEPTEMBER 1934
FOLGE 38 / JAHRGANG 1934

Viertäler Ehepaar Aufnahme Dr. P. Wolff (Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Heimat / Von Hans Franck

Und ließest Du die Heimat auch,
weltwärts gewendet das Gesicht,
kannst scheiden Dich von Baum und Strauch,
von Deiner Heimat nicht.

Sie ist von Dir so sehr ein Teil
wie Mutter, Vater, Weib und Kind,
die nicht von Dir geschieden, weil
sie fortgegangen sind.

Vertriebest Du aus Deinem Tag
herzlos die Heimat Stück für Stück,
bei Nacht in Deines Herzens Schlag
kehrt sie als Traum zurück.

Sie ist in Deinem letzten Hauch,
ist in dem Blick, der Dir zerbricht.
Denn ließest Du die Heimat auch,
die Heimat läßt Dich nicht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das tägliche Brot

Von Hermann Eris Busse

Eine Mutter, die gerne noch ehe sie starb, das schöne, wohlgeordnete Hauswesen und den schon etwas überzeitigen Sohn der sorgsamen Obhut einer Schwiegertochter anvertraut hätte, kam eines Abends, als sie zwischen ihren Malven und Rosmarine sinnend saß, auf den absonderlichen, aber tief mütterlichen Gedanken, des Ehescheuen Unentschlossenheit zu brechen nach dem Vorbild der klugen Frau in Grimms Märchen, die dem Sohn ein Mädchen zur Frau empfahl, das besonders fein und anmutig ohne Verschwendung und ohne Geiz Käse essen könne. Nur sah sie eher das Brot als Tugendprobe an, und zwar nicht wie es gegessen, sondern wie es gegeben wurde.

Allerdings mußte sie es besonders listig anfangen, daß der Bub — er hieß für sie nicht anders — überhaupt bereit war, diese Probe vorzunehmen. Da sie nie, vom ersten reichen ihrer Brust bis zum heutigen Tag, auch nur eine Minute die Fürsorge um sein Wohl versäumt hatte, glaubte sie mit Recht ihn gefügig zu machen, wenn sie ihn einmal ganz sich selbst überließ. Es kam ihr sehr zupaß, daß Christine, die treue Magd, zur Beerdigung ihres Vaters gefahren war und ein paar Tage in der Heimat blieb, und daß nur das junge Gretlein, eine langsame, verträumte, um Gottswill aufgenommene Geißhirtin notdürftig genug die Urlauberin vertrat.

Am nächsten Morgen konnte halt die Bäuerin nicht aufstehen, das Kreuz war ihr wie abgeschlagen, und sie bedeutete dem bestürzten Sohne, daß es nimmer lang mit ihr gehen könne, ihre Tage seien gezählt.

Er wurde blaß und wieder rot, brummte: „Dummes Zeug, ruh' dich richtig aus, dann geht's wieder", — strich ihr aber doch mit der großen, rauhen Hand über das Haar und scheuchte zudringliche Fliegen weg.

„Gib mir ein paar Weizenkörner aus deiner Tasche, Bub, es ist mir dann nicht so einsam", sagte sie mit leicht zitternder Stimme.

Er grubelte sie aus dem Sack, alle, die darin waren, und ließ sie in die blaugeäderte Greisinnenhand laufen, lachte leise auf dazu, daß die Mutter, die sonst immer über seine Gewohnheit gebruttelt hatte, mit Weizenkörnern in der Rocktasche ewig zu spielen, sobald die Hände von der Arbeit weg waren, sie selber als Spielzeug brauchte. Er lachte noch, als er aus der Türe über den Hof ging. Die Frau indessen betete zur Buße für ihre Lüge ein Vaterunser und fügte der Bitte ums tägliche Brot einen besonders dringlichen Wunsch an, der vor des lieben Gottes Thron gewiß hohe Gnade finden würde.

Dem Sohn aber verging bald das Lachen; weder Vesper noch Essen wurden ihm gerichtet, keine Kuh gemolken, keine Hühner gefüttert, das Gretlein, das armselige, dachte an nichts und sprang, nachdem es von dem verärgerten Jungbauern tüchtige Ohrfeigen erwischte, ins Feld hinaus und kam erst wieder, als die Luft ganz rein war.

Das ging zwei Tage so drunter und drüber in Haus, Stall und Acker. Es schien nicht besser zu werden mit der Bäuerin, sie erfüllte die Kammer mit künstlichem Gestöhn, sobald der Bub ins Haus trat. Am zweiten Abend, als der Mann ganz mürb und halb verwahrlost an ihrem Bett stand, seufzte sie, und es kam ihr diesmal aus tiefstem Herzensgrund: „Ja, wenn du eine Frau hättest!"

„Himmelkreuzd . . . ., und jetzt muß eine her", brach der Hilflose aus und schluchzte fast. Das war der Augenblick, in dem die Greisin so schonend wie möglich ihren Plan vorbringen konnte.

„Schau, die Weizenkörner", meinte die Mutter, „deine lieben Weizenkörner, haben mir den Fingerzeig gegeben, David, das ist ein Wink vom Himmel. Geh jetzt und such eine Frau, folg meinem Rat; dann findest du schon die Rechte."

Am nächsten Tag kam die Christin wieder, und die Bäuerin, die vom ungewohnten Bettliegen wirklich kreuzlahm geworden war, humpelte geschäftig durchs Haus, dem David das „Sach" zum Wandern zu richten. So ging er in der Nacht fort, daß niemand im Ort ihn aufhielt; denn keine der Töchter des Dorfes war ihm genehm zum Freien.

Als er einmal den Rang genommen hatte in die Welt hinaus, und all die fremden Bilder über ihn herfielen und er, je weiter er zog, um so gescheiter und flinker sie in seinem Verstand sortierte und ihren Wert abschätzen und nützen lernte, wachte er so hell und lebenshungrig auf, daß er den Heimweg vergaß, vor allem vergaß, weshalb er ausgezogen war. Erst als ihm, der nirgends schaffte, sondern nur schaute und genoß, das Geld zusammenschmolz, so reichlich er es auch bemessen hatte für die Freiersfahrt, erst als ihm eines Morgens nach durchzechter Nacht nur noch zwei Groschen aus dem schafledernen Zugbeutel entgegenfielen, und er gezwungen war, entweder zu schaffen oder zu betteln, fiel ihm durch Zufall Zweck und Ziel seiner Wanderschaft ein. Der Hunger trieb ihn in ein Gehöft, wo er um etwas zu essen bat und um etwas Arbeit. Arbeit gab es keine, aber die schöne, aufgedonnerte Bauerntochter wollte ihm gern einen Ranken Brot geben. Da gedachte er der Probe!

Die Stolze langte vom Wandschrank einen Laib herab, warf ihn mit der runden Seite auf den Tisch, daß er bummernd ein paar Hopser machte. Das gibt Händel, sagte die Mutter abergläubisch jedesmal, wenn jemand den Brotlaib auf den Rücken legte. Das, und plötzlich aufquellendes Heimweh dazu, verdarb dem Fremdling den Appetit; er ging wortlos und rasch aus dem Hof.

Eine ganz alte Frau im Nachbarhaus schnitt ihm sorgsam ein Stück von einem röschen Laib, daß er wünschte, sie wäre wenigstens um die Hälfte ihrer Jahre jünger, so hätte er um sie angefragt.

Je öfter er aber die Brotbitte Tag für Tag anbrachte und den Geberinnen auf Gesicht und Hände sah, desto mutloser wurde er. Gaben sie das Brot ehrfürchtig und sorgsam, so waren sie alt oder doch schon Ehefrauen; die Ledigen, die Jungen vor allem, bestanden nicht vor seinen kritischen Augen. Die Eine schnitt leichtfertig Berge und Täler in die schön gebackene Masse, die Andere zipfelte und schnitzelte an der billigen Gottesgabe herum, als verschenke sie ihr Vermögen dem Bettler, die Dritte warf ein Stück gar zum Fenster hinaus, dem Heischenden hin, doch so schlecht, daß es auf den von Kuhlachen beschmutzten Boden fiel, worüber sie schadenfroh kicherte. Bei einer Vierten hätte David sich beinahe entschlossen, er hatte das Maß der Forderung ein wenig herabgedrückt, weil es um die Jugend so schlecht bestellt schien unter den Mädchen landauf, landab.

Verstaubt, hungrig, völlig mutlos kehrte er abends in einem Wirtshaus an in einem großen Dorfe. Die Wirtin, eine Witwe wie er unterwegs erfahren, willfahrte gleich seiner Bitte, holte Brot und Messer, schnitt säuberlich ein schönes Stück ab, legte es ihm auf einen Teller und stellte Most und Salz dazu, obschon sie merkte, daß der Gast sie nicht reich machte. David klopfte das Herz bis in den Hals, als er sie beobachtete; aber während er aß und sie mit ihm sprach, bohrte sie am unteren Ende des Laibes Weiches heraus, formte Kügelchen davon und warf sie in frevelndem Spiel den Spatzen hinaus auf die Straße. Da mußte David abermals, tiefer enttäuscht als sonst, von dannen ziehen. Er hatte genug gesucht, die Erfahrung, daß Männer im allgemeinen viel besser umgingen mit dem Besten, was dem Menschen in den Mund wuchs durch eigene Mühe und Not und Gottes Wohlgefallen, diese Erfahrung brachte ihn nicht zum Ziel.

Arm und armselig ging er heim. Die Schuhe hatten Löcher wie ein Sieb; er lief auf dem lieben, rauhen deutschen Boden. Der Bart hatte lange Zeit keine Schere mehr gespürt, und das Haupthaar fiel in apostolischer Fülle auf seine Schultern.

So schlich er abends in den Hof, daß man ihn nicht kommen sah im Dorf. Es dämmerte gerade und war Sonntag. Die Mutter war wohl in der Kirche, den Abendsegen zu beten und den verlorenen Sohn in Gedanken zu suchen. In der Stube saß eine Magd am Fenster und träumte. Sie fuhr auf, als der Bettler pochte und schon in der Stube stand, ehe sie „Herein" gesagt hatte. Er bat um Nachtquartier und um Brot. Er war so elend, daß er nur mit Mühe die Tränen verhielt.

„Kommt mit in die Küche, dort steht auch noch Suppe," sagte die Magd. Er folgte. Das Mädchen wusch sich die Hände, holte eine frische Schürze aus dem alten Spind und band sie vor; denn es war im Sonntagsstaat. David sah ihr zu, ohne etwas zu denken. Erst als das Mädchen das Brot holte, und ehe es den Laib auf den Tisch legte, mit der Schürze über die weiße Buchenplatte wischte, wurde er wachsam. Sie schnitt mit sicherem, kraftvollem Zug einen breiten Ranken herunter, brach eine Ecke davon ab, und nachdem sie dem Fremden das große Stück mit frommem Wunsch gereicht hatte; aß sie frank ihr Teil und sagte stolz: „Gelt, unser Brot ist gut."

David vergaß alle Müdigkeit und Not, sprang hinterm Tisch vor, erwischte das zu Tod erschrockene Mädchen gerade noch am Arm, das sich jedoch gleich beruhigte, als der merkwürdige Fremde sagte: „Ich tu dir nichts, bei aller Heiligen Namen, wie heißt du nur, das sag mir?"

„Gretlein, und bin hier Magd."

Der Mann fuhr sich über die Stirn: „Gretlein? Ja das Armenkind?"

„Ja, das."

Aber das Brot hatte sie zu reichen verstanden wie keine und die Liebes- und Tugendprobe bestanden wie keine. So mußte die Mutter, so herb es sie im ersten Augenblick ankam, die mit den Jahren so tüchtig entwickelte Magd als künftige Herrin sehen, ihrem stolzen Herzen einen Stoß geben und das Paar segnen. Warum hatte es nur der Reife um die Welt bedurft, der Verschollenheit des Sohnes Jahr um Jahr, wenn das Glück ja doch im Winkel des Hauses erblüht war? Das fragte die Greisin vergeblich den lieben Gott und einmal, als sie ihr Enkelkind in die Wiege gebettet und sie wieder die Frage mit der Hartnäckigkeit alter Leute vor den Thron Gottes geschickt hatte, drückte ein Engel ihr die Augen zu und führte sie dahin, wo ihr die ewige Antwort wurde.

Der Sohn aber streute, so sehr die Dörfler den Kopf schüttelten, alljährlich Weizen auf ihr Grab, erntete die Frucht und band die Halme in die erste Garbe des besten Feldes.

Unser Bauerntum

Von Eugen Singer

Sitt' und Brauch der Alten
wollen wir erhalten.

Einst bedeutete der freie Bauer im germanischen Stammesverband allgemein das Volk und war in der Volksversammlung, dem Thing, der Träger der Staatsgewalt gewesen. Nur in Kriegszeiten wählte man einen Herzog, der zwar meist einer Sippe von vererbtem Führertalent entsprossen, aber doch auch Bauer war wie alle andern. Bedingt durch die Zeitgeschehnisse im Laufe der vielen Jahrhunderte änderte sich diese uralte Bauernverfassung. Sitten, Gebräuche und Menschen wurden anders, doch zwei Dinge blieben bestehen: die Erde und die Notwendigkeit für uns, von ihr zu leben. Darin liegt die Urnatur, die Urkraft des Bauerntums, daß es in dieser Notwendigkeit wurzelt und deshalb ist es unentwurzelbar. Es behauptet sich fest und das kann es nur auf eigener Scholle, die das Bindeglied ist zwischen ihm, seinen Mitmenschen und der Natur. So hat unser Bauerntum das Werden des geeinten Deutschen Reiches von ganzem Herzen herbeigesehnt und die Erfüllung seines Wunsches, ein Reich, ein Führer und ein Volk bedeutete für es das größte Glück. Unser Bauerntum wußte, daß die Erziehung zum deutschen nationalen Empfinden nur im Einheits- und Autoritätsstaat möglich ist. Es kümmerte sich nicht darum, wenn drinnen in den Großstädten und hinter den Grenzpfählen um seine Gunst gebuhlt wurde, damit es mithelfe, den Willen zum Einheitsstaat zu beeinträchtigen oder gar unwirksam zu machen. Dem Bauern galt immer nur sein Vaterland, die deutsche Erde, die ihn ernährt. Für unser Bauerntum kann es weder einen bayerischen, noch einen schwäbischen, noch einen preußischen Boden geben. Der deutsche Mensch kann nun einmal keine zwei Vaterländer haben, denn die Vereinheitlichung des Reiches und die Wahrung der Stammeseigenschaft in unseren deutschen Gauen sind an sich keine Gegensätze. Sie lassen sich sehr wohl vereinigen. Freilich, wer verzichten will, daß Deutschland sein Vaterland ist, wenn es nicht größer sein soll als Bayernland, Schwabenland oder Preußen, dem ist nicht mehr zu helfen und es kann auch einer nicht mehr ernst genommen werden, wenn er vom „engeren" und „weiteren" Vaterlande spricht. Das gibt es nicht, so wenig man zwei Herren oder zwei Frauen treu sein kann. Unserem deutschen Bauern ist die Treue angeboren und in Ausübung dieser schönsten aller deutschen Tugenden hat er immer Großes geleistet. So bestand z. B. das deutsche Heer bei der Mobilmachung im August 1914 etwa zu einem Drittel aus Mannschaften, die aus dem Bauernstande stammten. Wie ihre militärischen Vorgesetzten oft bezeugten, gehörten sie zu den besten Soldaten des deutschen Heeres, ja, in mancher Hinsicht erwiesen sie sich ihren Kameraden aus der Stadt überlegen, übertrafen sie sehr oft an praktischem Geschick. An militärischer Zucht, sowie an Anhänglichkeit und Treue gegen ihre Vorgesetzten konnten sie wohl oft als Muster dienen. Wie Vater und Sohn draußen waren, tapfer, treu, ausharrend, zäh im Verfolgen des angegebenen Zieles, so mußten auch ihre Angehörigen daheim sein. So sah man überall auf den Feldern Frauen, Greise und Kinder arbeiten. Sie führten die Gespanne, brachten die Ernte ein, pflügten, säten und verrichteten die schwersten Arbeiten, die sonst größtenteils den Männern überlassen waren. Nur so war es möglich, daß unser Volk während des Krieges ernährt werden konnte.

Unser Bauerntum stellt heute einen ganz bedeutenden Posten im „Haben unserer Volkswirtschaft" dar. Sein Können, seine Tüchtigkeit, sein Fleiß und Sparsamkeit sind in unserer gesamten Wirtschaft Faktoren, mit denen sicher gerechnet werden kann und muß. Nicht der Besitz von Goldbarren ist für unsere Zukunft entscheidend, sondern in seinem geistigen Vermögen und in seiner sittlichen Haltung das deutsche Menschentum und das hat im Bauerntum seine nie versiegbaren Quellen. Die Golddeckung unseres Banknotenumlaufs, das berühmte Drittel, erschien so vielen früher als die Voraussetzung der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit. Der Goldtraum ist vorbei. Unsere Geldwährung wird gedeckt durch die innenkräftige Arbeitsproduktivität des deutschen Volkes und die Sicherheit seiner staatlichen Ordnung. Und im Volke ist unser Bauerntum die ewigwirkende Kraft, die Größe des Willens unter Leitung des Führers. Durch die Mitverantwortung des Bauerntums wurde sein inneres Verhältnis zum gesamten Volke und zur Wirtschaft gehoben und untrennbar mit beiden verbunden. Wir empfinden doch auch heute wieder und sehen es allerorts, daß der Nationalsozialismus auch die Arbeit des Bauern wieder geadelt und vor allem den kleinen Bauern, der immer mehr zum Proleten herabzusinken drohte, zum gleichberechtigten und gleichgewerteten Staatsbürger gemacht hat. Unser Bauerntum hat wieder seine ethischen Aufgaben zugewiesen erhalten, mitzuarbeiten an der Gesundung unserer Volkswirtschaft unter Einsetzung aller Kräfte. Es hat erkannt, daß im heutigen nationalsozialistischen Staate die volkswirtschaftlichen Aufgaben durchaus nicht nur in der Lieferung großer und billiger Massen von Landesprodukten bestehen, sondern ebenso sehr in der Entwicklung einer hohen Aufnahmefähigkeit, einer hohen Kaufkraft für Industrieerzeugnisse und für sonstige Leistungen des von der Landwirtschaft losgelösten in den Städten wohnenden Bevölkerungsteiles. Sinkende Kaufkraft der Landbevölkerung bedeutet Arbeitslosigkeit in den Städten und damit Absatzstockungen für die eigenen Bodenerzeugnisse. Steigende Kaufkraft der Landbevölkerung hingegen bedeutet steigende Möglichkeiten des Absatzes für Industrieerzeugnisse.

Vor den rettenden Maßnahmen der Führung des Dritten Reiches bestand die schwerste Gefahr für das wirtschaftliche Leben des deutschen Bauern die steigende Einfuhr von ausländischen Nahrungsmitteln, teils in Getreide, teils in Fleischwaren und Schlachtvieh. Der deutsche Bauer konnte natürlich den Wettbewerb nicht mitmachen und aushalten. Er geriet also immer mehr in Gefahr vollständig ruiniert zu werden. Erst unser Führer machte ein Ende. Er zog für die Einfuhr starke Grenzen, bei gewissen Erzeugnissen ließ er einfach die Einfuhrtore schließen und setzte einen Riegel vor, wenn man auch von außen an die Tore schlug und ein drohendes „Oeffnen" rief. Unser Führer wußte was er tat, denn nur durch solche abwehrende Maßnahmen konnte dem deutschen Bauern geholfen werden.

Und noch eine große Tat vollbrachte unser Führer, die unserm Bauerntum zum Heile gereichte. Er sorgte dafür, daß die Nutznießung des Grund und Bodens unseres Landes nicht mehr Monopol einiger Großagrarier oder nur weniger Familien ist, sondern daß die Mehrheit unserer Bevölkerung daran Anteil gewinnt. Die landwirtschaftliche Siedlung wird im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit eine Flankenstellung einnehmen. Es wird im neuen Deutschland ein Bauerntum emporwachsen, das zum Besten in der Welt zählen wird. Auch der kleinste Bauer erkennt nun in seinem geringen Grund und Boden seine Heimat und er ist nicht mehr wurzellos wie viele Großstädter es noch sein müssen. Auf unseren Bauernorten sitzt durchweg ein tüchtiger, fleißiger Menschenschlag von gesunder, derber Art. Wir alle dürfen stolz sein darauf und wir sollen deshalb immer unser gutes, altes Bauerntum vor Augen haben, wie es durch Fleiß, Tüchtigkeit und Sparsamkeit auch aus schweren Notlagen sich immer wieder emporgearbeitet hat.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bergwache der Westmark

SZENE AUS DEM FESTSPIEL VON MAX DUFNER-GREIF

Auf einer Felsenkuppe im Schwarzwald
Mitternacht

Der Thingführer:
Das Volk ist erwacht, sein Aufbruch begann,
Doch fehlt aus dem Tal noch der letzte Mann!
Er wähnt von der Pflicht am Volk sich frei!
Er muß vor das Thing: So ruft ihn herbei!

Rufe:
Volk ruft den letzten Mann!
Wir haben zum Thing den Berg erstiegen!
Der Richter ist da, und die Klage begann!
Wir lassen den Ruf in die Winde fliegen:
Volk ruft den letzten Mann!
Warum stehst du noch abseits von allen?
Der Richter ist da, und die Klage begann!
Wir lassen den Ruf ins Dunkel hallen:
Volk ruft den letzten Mann!

Stimme des Ewigen:
Mit jedem Worte spricht
Der Mensch sich das Gericht,
Ob er berufen sei;
Nur wenn die Tat gelingt,
Die mit dem Wort entspringt,
Läßt ihn das Urteil frei!

Aus der Tiefe erscheint der Wanderer und tritt in den Kreis, während eine ferne Flöte ruft und leis in der Nacht verklingt.)

Der Wanderer:
Ihr habt mich gerufen! Hier steh' ich schon!

Der Thingführer:
Als Volkes ungetreuesten Sohn,
Der hinter Bildung sich stolz versteckt,
Ruft dich die Klage vor das Gericht.
Hat dich kein Zeichen der Zeit erweckt?

Der Wanderer:
Ist die Rechtfertigung nicht halber Verzicht?
Der klagt sich an, wer sich entschuldigt!
Ein freier Mann, der der Masse nicht huldigt,
Hat immer die Sache des Geistes für sich.
Was wäre die Welt, wenn nicht mein Ich
In mir den Wirbel der Dinge verbände
Und mitten im Chaos ich kühn unterstände,
Sich wie ein Fels von Erz zu behaupten?
Wenn wir das Ich seines Rechts beraubten,
Wär aller Geist im Tode verblaßt!
Die Welt ist dem Wasser gleich ohne Gestalt,
Bis sie der Wille des einzelnen faßt
Und wie Kristall zur Kugel ballt.
Nur schwache Toren bekennen sich
Zur Masse aus Angst vor dem Ich.
Was einem fehlt, das macht man schlecht.
Als ob der Besitz ein Verbrechen sei,
So hat sich die Schwäche immer gerächt.
Ich aber halte mich herrisch frei
Und lasse meinen Geist nicht binden.
In diesem Gesetz war das Land hier groß
Nur Freiheit hat seine Blüte entfaltet.
Ihr wollt euch des Frevels unterwinden
Und sagt euch vom Herkommen leichtfertig los?
Wenn ihr das Ich nicht in Ehren haltet,
Dann lähmt ein Tyrann das Leben im Tal!

Der Thingführer:
Das klingt wie ein Märchen: Es war einmal!
Willst du uns wie Kindern ein Schlaflied singen?

Der Wanderer:
Ich will den Gipfel des Berges erringen,
Wie ein Titan, wo die Götter thronen,
Um ihnen das heilige Feuer zu rauben!

Der Thingführer:
Bleib lieber im Tal bei den Menschen wohnen,
Die an den Segen der Arbeit glauben,
Die jeder im Bund mit den Brüdern vollbringt!

Der Wanderer:
Ihr fühlt nicht mein Herz, das vor Hunger zerspringt!

Der Thingführer:
Was über das Maß geht, nennen wir Gier;
Uns ist ein Titan nur ein heiliges Tier,
Das Gott und die Welt mit Grimmen verschlingt!

Der Wanderer:
Das wagt ihr dem Geist ins Gesicht zu sagen?

Volk in Ferne:
Wir haben im Leib einen Hunger nagen,
Der uns die Seele wie Lauge zerfrißt!
Wir müssen das Joch von Feinden tragen!
Das ist ein Narr, der die Not vergißt,
Wenn seine Heimat um Hilfe schreit,
Und abseits steht, wenn sie sich befreit!

Der Markgräfler:
Uns hilft kein Gott und hilft kein Titan!
Die Gegenwart ist uns die Ewigkeit!

Der Hanauer:
Das Volk tritt zum Sturm für die Freiheit an!

Alle:
Was nicht aus dem Volk ist, täuscht uns mit Wahn!

Der Pfälzer:
Was trägst du im Herzen als leeres Phantom?
Die Sonne Homers oder ewiges Rom?

Der Wanderer:
Der freie Geist steht über beiden!

Der Pfälzer:
Wir wollen nicht Griechen und Römer sein,
Und Deutsch gilt uns mehr als das schönste Latein!

Der Thingführer:
Ein deutscher Mann muß sich heut entscheiden:
Den Gegensatz soll er im Geiste seh'n,
Zum Werk darf er einen Weg nur geh'n.
Das Einfache nur ist wahr, das der Mann
Im Volk erfüllen muß, weil er kann!
Mit einem Wort, um tausend zu sparen:
Der Geist hat das reine Blut zu bewahren!

Die Jünglinge:
Wir kennen nur Geist als völkische Tat!
Wir rufen den Bruder in deiner Seele:
Entweder Feind oder Kamerad!
Nun wähle!

Die Stimmen von Langemarck:
Wir sind in den Tod für Deutschland gegangen,
Die Leiber in hingeschleuderten Schichten,
Und haben die Weihe dafür empfangen,
Zu rufen und zu richten!

Stimme des Ewigen:
Das Ewige ist es durch Wiederkehr,
Was gestern mächtig war, ist's heute nicht mehr,
Das uralt Frühe, das die Ahnen sah'n,
Den Enkeln bricht's als neuer Tag an!

Die Jünglinge:
Nicht Wanderer zwischen den Welten zu sein,
Im heiligen Erdgrund wurzeln wir ein.
Wir wollen ins Endlose nicht mehr schweifen
Und nur das eine Notwendige greifen:
Im Dienst am Volk hat das Leben nur Sinn!

Der Wanderer:
Das packt mich, als ob ich verzaubert bin,
Als ob ein Blitz in den Boden hier fuhr,
Und in der Umkehr erkenn' ich das Ziel!
Geist nicht mehr als freies Gedankenspiel
Tut unserem Volk zur Bildung not,
Der Geist ist ein herbes Zuchtgebot.
Ich suchte vergebens auf ewiger Spur,
Hier find' ich die Tat, und alles ist gut!
Der Thingführer ergreift seine Hand. Trommeln wirbeln in der Nacht.)

Der Thingführer:
Reich mir die Hand und sprich den Schwur!
(Der Wanderer wiederholt das einzelne Gesätz.)
Dem Führer die Treue, dem Volk das Blut!
Dem Geist die Ehre, dem Herzen den Mut!
Den Freunden helfen, die Feinde hassen!
Und alles Gezänk um Gott unterlassen!
Das Heldische handeln, das Feige verfluchen!
In jedem Dunkel das Deutsche nur suchen!
Bis für die Freiheit der Morgen anbricht:
Das ist ein Wort, das ein Mann verspricht!

Zug der Gestalten

Von Juliana von Stockhausen

Altweibersommer. Die silbrigen Fäden hängen in dem korallenbeperlten Rosenhag, in den über und über blau glänzenden Schlehen. Bunt und üppig flammen die Dorfgärten von Dahlien, Astern und Rosen; vom morschen Spalier schimmert gläsern hell die grüne Traube, hängt schwer vom Saft die reifende Birne. Droben am Friedhof — er liegt am Hang oberhalb der Kirche und empfängt die Sonne zuerst, um sie zuletzt herzugeben — ist die blühende Pracht am schönsten.

In dicken Büscheln heben sich die samtigen Sterne der Georginen dem Glanz der letzten Spätsommertage entgegen. Bienenvölker summen in den purpurnen Kelchen der Löwenmäulchen und Gladiolen; im wuchernden Kraut der Kamillen und Minzen zirpen die Grillen, selbst die armseligen Nesseln am Zaun entfalten mit den schwanken Ketten ihrer Reife eine seltsame Anmut.

Langsam steigst du hinauf, wanderst zwischen blühendem Ueberschwang und grau verwitternden Kreuzen. Im heißen Licht des Nachmittages, in der hohen Stille des sich vollendenden Jahres denkst du ihrer, die sich hier zur Ruhe legten, die mit ihrem bescheidenen Namen, ihrem kleinen Einsatz das große Werden eines Volkes vollenden halfen.

Herren und Bauernsöhne, aufgewachsen im weltabgeschiedenen Tal und dann weggerufen von Pflug und Scholle, um dabei zu sein, wenn das Antlitz der Welt verändert wird. Dies ist nur ein kleiner Dorffriedhof, wie es ihrer viele tausend gibt, keine berühmten Gestalten schlafen ihren letzten Schlaf in diesem Fleck Erde. Und doch steigt mit der Erinnerung ihres Lebens das Bild eines Jahrhunderts vor deinen Augen auf. Durch deine Kindheit wandern alte Männer, manche davon haben ein hölzernes Bein, andere nur noch einen Arm. Schattenhaft ziehen sie durch deine frühesten Jahre, ihre Gesichter ähneln denen uralter Bäume, wie Reif hängt es ihnen in Haar und Bart. Aber wie im Wehen des Windes das Geblätter zu raunen und rauschen beginnt, hörst du ihre Stimmen. Große Schlachten, ruhmvolle Taten, eingetragen in die Geschichte zweier Völker; was sie dir erzählen, ist ein Ausschnitt, gerade soviel als eines Mannes Augen zu sehen vermögen. Aber dahinter wogt die männermordende Schlacht, Reiterzüge, Kanonen, endloses Fußvolk.

Du stehst, die kleine Hand in eine unendlich viel größere verloren, und hörst: Beresina, Beresina!

Es ist Winter, Schnee fällt vor den Fenstern. Im Ofen heult der Wind. Und der Großvater erzählt vom eigenen Großvater. An des Großvaters Finger funkelt der Wappenring, den jener trug, als er in Rußland focht, von der Wand droht der roßhaarüberbuschte Helm, den er trug, als er vor Straßburg fiel. Und der Großvater läßt einen reiten auf dem Knie, und man reitet mit dem Urgroßvater unter kaiserlichen Feldzeichen. Schneefelder breiten sich aus, nichts ist mehr geblieben von der Heimat als die Fahne, auf deren rauschender Seide der badische Greif die Fänge spreizt. Man hört: „Denn damals gab es kein einiges Deutschland!" Das sinkt wie ein schwerer Stein aufs Herz.

Spätsommerabende, so wie heute: Durch den Garten humpelt der alte Feldwebel, bewacht das Obstabnehmen. Ein wenig Angst hat man vor dem Feldwebel, aber an solchen Abenden, ist er redselig. Tief drin in Frankreich, im siebziger Krieg hat er den Arm verloren, lose schaukelt der leere Aermel. „Aber was tut's, Kinder, was tut's, wir haben ein einiges Vaterland." Und du hörst die deutschen Kanonen vor Straßburg, du siehst badische Grenadiere an der Loire und vor Dijon.

Durch deine Jugend tönten alte Lieder, bildeten deinen kindlichen Traum, formten dein ahnendes Herz. Sie ließen dich in schimmernden Sagen, in dunklen Versen die Gestalt deiner Heimat sehen.

Vom Pfalzgrafen über dem Rhein, vom Soldaten auf der Straßburger Schanz, vom Jäger aus Kurpfalz sang es des Abends zwischen schmalen, hochgiebeligen Häusern, zwischen Phlox und Rosen, unter blassendem Himmel. Ging nicht der alten Männer Mund über von dem Geschick der Welt, an dem der Vater, Großvater und Ahn mitgewirkt hatten!

Im Ungarland mit dem Türkenlouis, gegen Montclas und Melac am Rhein, als die fröhlich' Pfalz im Blut ertrank; mit dem Napoleon in Rußland und Spanien, als Auswanderer in der Neuen Welt, drüben in Amerika.

Sterne kommen über den spitzen Giebeln empor. Der Nachtwind rauscht in den Bäumen, manchmal fällt eine Frucht herab, duftet von Saft und Süße.

Im Dunkel geistert der Schatten des alten Füßlein, Amtmann Füßlein, der Anno 1814 den von Paris zurückkommenden Kosaken Quartier geben mußte; schwebt die zierliche Gestalt der Rittmeisterin von Greif. Du hörst vom alten Bastian und von der Bötin Klor, die nichts wissen mochte von der Erfindung der Neuzeit, der garstigen Eisenbahn.

Enger schmiegen sich die Kinder aneinander, schauern leis in der Kühle, horchen, auch einmal, weil das Käuzchen schreit und die Eule Benigna. Verzaubert ist die Benigna. Seit zweihundert Jahren haust sie in den Bäumen, aber einst war sie ein Edelfräulein, hoffärtig und gottlos.

Gleich wird sie dich holen oder eine Fledermaus senden, die sich dir ins offene Haar nistet. Da bergen sich die Kinder im rauschenden Faltenrock der Kindsfrau.

Alte Geschichten, längst zur Ruhe gekommene Unruhe der Welt, längst getrocknete Träne, vergessene Wehmut, — wie haftet ihr im lauen Dunst, der von den Hügeln weht, im Nebel dort, der vom Tal aufwärts quillt.

Wie vermischt sich in der sanften Dämmerung, in den perlmuttern vergehenden Tönen der Luft das, was dein eigenes Herz erinnernd bewegt, und das, was einst das Herz der stillen Schläfer höher schlagen oder banger pochen machte.

Siehe, schon schwinden die Gestalten der Kinderspiele zu dem Schattenzuge derer hin, von denen du nicht mehr als Tat und Namen weißt. Saß jener Junge, der gegen Turenne oder Melac stritt, oder jener, der in des Kaisers Armee nach Ungarn ritt, saßen sie anders denn beim Tisch, um Abschied zu nehmen?

Lege deine Blumen leiser auf die Hügel müder Schläfer, sage es ihnen, die um des Reiches Siegzeichen und Vollendung rangen, daß ihre Enkel und Brüder die Schwingen des befreiten Adlers wieder rauschen hören.

Ballade von den Vätern

Von Olaf Saile

Wie Fremde steh'n sie vor den Wochenstuben;
mit einem Vorwurf, der mißachtend schweigt,
weist man sie stumm hinweg von Krankentüren.
Wenn sie zu ihrer Söhne Wiegen
geh'n, große Kinder, und voll dunklem Glück
die kleine Stirn begrüßen ihrer Erben,
bewacht man sie
wie böse Zauberer.

Da geh'n sie von dem milden Glück
wie Fremde fort:
in einen Tag,
in den die Wiegenlieder nicht mehr dringen,
und in die Welt, in der kein Wunder,
um es verwirrt und gütig anzulächeln, wartet —
nur List und Krampf und Sorge um das Heut'
und Sorge um das Schleierbild des Morgen.
Indes sich süß gespielte Schelmerei
um einen Kinderblick, der noch sehr fern
und schwankend ist, sehr sorglos sammelt,
geh'n sie, und niemand weiß davon,
zu retten Brot und Milch und Schlaf und Frieden
für eine wunderbare Heimatwelt.
Und jeder Schritt ist ohne Prahlen
und jedes Wort wie ein Nur-Ruhe-Spruch:
so schlaf, so träum — und niemand
darf dir jemals etwas tun, mein Kind!

So wachsen Kinder fröhlich auf
und werden groß, und haben mit den Müttern
Heimlichtun und manch verschwiegen
zärtliches Geflüster —
indes die Väter streng und ernst
und wie ein wenig fremd erscheinen,
groß und fern.
Zum Spiel in Gärten sind sie schon zu alt,
ein heißes Kind kommt nur zuweilen
gleich einem Wind dem Baum vorbeigestrichen,
es bleibt ein holder Hauch von Lust zurück.

Bald aber werfen schon die Söhne
das Herz ganz einem Fremden zu: dem Freund, der Frau
und schreiben flüchtig kleine ferne Grüße.
Die halten Väter manchmal lange in der Hand
und sind sehr stolz —
und denken nach: wie schnell das Leben ging,
und wünschen nichts, als daß vielleicht
die Hand der Söhne
auf ihren Sarg
die ersten Schollen wirft.

Von wahrhaft alemannischer Art

Von Helmut Hammer

Ich schreibe diese Zeilen auf dem Rücken des letzten Berges der südwestlichen Ausläuferreihe des Schwarzwaldes. Klotzig und steil fällt er als „Dreiländereck" in den Basler Kessel, in dem sich das Reich, die Schweiz und das Elsaß treffen. Weit schweift der Blick über den silbernen Lauf des schicksalsträchtigen Rheines bis an den fernen Rand der vielumkämpften Vogesen.

Sicher und wuchtig und in sich selbst gefestigt thront er über den Wirbeln, eine geschlossene Faust, die niemand öffnet. Und zeigt zugleich wie ein gestreckter Finger mahnend hinüber nach der Burgundischen Pforte, dorthin, wo einst in alten Zeiten der Strom sich in die lockende, flirrende, aber fremde westliche und südliche Welt verlor, ehe er, der Sohn der klaren Berge, in den klaren Norden fand.

Dieser Berg ist mir zum Symbol wahrhaft alemannischer Art geworden.

So fest gegründet wie dieser Berg steht der alemannische Mensch in seinem Mutterboden. Und trotzdem: so weit wie der Blick von des Berges Höhe bleibt auch der alemannische Sinn.

Heimatverwurzelung und dennoch aufgeschlossener, weitsichtiger Sinn, das sind seit Jahrhunderten die beiden Pole alemannischer Art.

Daß ihre innige und echte Durchdringung durchaus nicht immer vorhanden war, das wissen wir z. B. aus jüngster Geschichte. Es gab sogar bei uns welche, die über der Wurzel deren Erfüllung in Stamm und Krone vergessen wollten. Und es gab auf der anderen Seite vor allem solche, die aus falschem Drang in falsche Weite sich selbst — aus dem Boden rissen. „Reißläufer" nennen wir sie. Sie sind der ewigen Bedrohung unseres Stammes erlegen.

Ja, es gibt sogar solche in unserem Stamme, die beides, Wurzelverkrampfung und den Drang in falsche Weite, in sich vereinen. Sie sind wie Föhren auf Bergen, die sich, von den Stürmen zerzaust, in den sonderbarsten Verbiegungen dem schmeichelnden Föhn entgegenrecken, während sie — wie die Felsen, auf denen sie stehen — sich standhaft der wahren Sonne entgegenstrecken sollten.

*

Wo sollte das wahre Wesen eines Volkes besser zum Ausdruck kommen als in seinen Dichtern?

„Im Dichter treibt ihr alle euer Wesen.
Von dem, was werden will, ist er ein Ahner,
Von dem, was kommen muß, gewillter Planer,
Ein Gassenmacher und ein Wegebahner,
Ein Knechtetröster und ein Herrenmahner. —

Wenn er nicht singt, so seid ihr nie gewesen!" sagt Hermann Burte, der drunten am Fuß des Berges in Lörrach wohnt.

Obwohl es sein Schicksal war, nur ein „Gassenmacher" und kein wirklicher Führer zur Erneuerung zu werden, so ist doch sein Werk, wie noch kein zweites gleichwertiges zeitgenössischer Ausdruck der alemannischen Art. Es ist bezeichnend, daß das alte System, dem daran gelegen war, den alemannischen Sinn von Grund auf irrezuleiten, „Heimattage" gefeiert hat, ohne seiner zu gedenken. —

„Der Geistige ist hier nahe beim Volk und merkwürdig nahe bei der Welt", hat Burte einmal von seinem Wohnort und damit von der ganzen alemannischen Heimat, ihren Menschen und der zweipoligen alemannischen Art gesagt.

Schon sein erstes größeres Werk „Wiltfeber" wächst aus dem Heimatlichen empor zum Schicksalslied des ganzen Reiches. Der bäuerliche Hof wird zum Gleichnis für das Land, die Heimat, dieser Spiegel des Größeren, wird zum Symbol für das Reich. Die beiden Frauengestalten, Madlee und Ursula, werden ebenfalls zu Symbolen für Heimat und Reich. So kehren sie als Titel der beiden Gedichtbände wieder, „Madlee" für die heimatlichen Mundartgedichte, „Ursula" für den hochdeutschen Band. Und es ist bezeichnend, daß selbst der mundartliche Gedichtband, eben vermöge seines ihm innewohnenden Sinnes, wie einst Hebels Gedichte, weit über die Grenzen der Mundartsprache hinausdringt.

Dem „Wiltfeber" gingen lange Jahre der Weltschau voraus. Draußen in der Welt, in England und Frankreich, hatte sich des Dichters Blick in die Weiten europäischen Geistes, europäischer Kultur und Politik vertieft. — Aber im Gegensatz zu so vielen wurde er darüber kein Europaträumer, kein Menschheitsphantast. Gerade dort draußen war er sich der deutschen Eigengesetzlichkeit bewußt geworden — und seiner selbst, seiner inneren Beziehung zur Heimat. Es geht ihm dabei wie anderen Alemannen, wie z. B. dem Maler Bühler, als er in Italien war.

Der Tag der Heimkehr, der Johannistag, an dem er Madlee, die Jugendgeliebte, wieder trifft, wird ihm zur letzten innigen Verschmelzung.

Aber dieser Tag wird ihm auch zum Gerichtstag. Mit dem nunmehr gewonnenen klaren Blick prüft er sein Land und mit ihm das ganze Reich. Und da sieht er zu seinem Erstaunen und Schmerze vieles angewendet und großgezüchtet, das er draußen als deutscher Art fremd und auch als faul erkannte.

Als schonungslose Anklage schleudert er seine Erkenntnis ins Reich. Ein inneres Gesicht schreckt ihn, das ihm den zwangsmäßigen Schicksalsablauf des unheilbar erkrankten Königstums darstellt und das ihm schon in der Fremde die Feder in die Hand gezwungen hatte, als er seinen „Kranken König" niederschrieb.

Um den Führergedanken als Hort des Reiches, den er vergessen und verraten sieht, geht es ihm. Im „Herzog Utz", der 1914 in Mannheim uraufgeführt wurde, erleben wir die Erziehung eines in Willkür und Begehrlichkeit verirrten Fürsten zur Selbstzucht, der ersten Voraussetzung wahren Führertums.

*

Vielleicht zum persönlichsten, tiefsten Erlebnis wird ihm das friderizianische Ideal, dem er in seinem bekannten „Katte" Form und Ausdruck verleiht.

Ihm, dem heimatverwachsenen und darum reichssichtigen Alemannen der Grenze war es zur Klarheit geworden, daß Deutschland seine Kraft und Größe, der süddeutsche Kulturinhalt seine erneuerte staatliche Form dem preußischen Geiste verdankt.

„Ins deutsche Träumerherz goß Preußen Herrenwillen,
da formte sich das Erz, das weiche Wachs im Stillen!"

Das Ganze ist wichtig, einer ist nichts. Was gilt das Leben eines Menschen, was das Privatglück eines Fürsten, wenn der Staat, jene Form des Inhaltes Volk es anders verlangt.

Hier im „Katte" wird Burte zum Vorsprecher einer neuen Generation und Zeit, der das Preußentum längst kein geographischer oder staatsrechtlicher Begriff mehr ist, sondern ein neuer gesamtdeutscher Inhalt, eine neue deutsche Lebenshaltung. Das ist der Geist, den der große Friedrich in das Wort vom König als dem ersten Diener seines Staates faßte, dem der eiserne Kanzler in dem kurzen Satz Ausdruck gab, den er als Leitgedanke über sein Leben stellte: „Ich dien!" Das ist der Geist, der die Losung unserer Tage „Gemeinnutz vor Eigennutz!" aus sich gebar.

„Wer auf die preußische Fahne schwört, hat nichts mehr, das ihm selber gehört!" —

Friderizianisches Preußentum, das ist der preußische Offizier, der mit seinen letzten 13 Mann die verlorene Stellung hält, um seiner Armee den Rückzug zu decken und der dem feindlichen Unterhändler, als dieser ihn auffordert: „Ergebt euch, jeder Widerstand ist zwecklos, es gibt kein Preußen mehr" zuruft: Wo wir stehen ist Preußen! Das ist jener Geist des „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen", der Geist der Treue und Bereitschaft, der Geist neuer deutscher Volksgemeinschaft.

Das ist auch wahrhaft alemannischer Grenz-Geist. Wir erinnern daran, daß durch die ganze Geschichte unserer engeren Heimat dieser Zug der unbedingten Reichsfreudigkeit geht. Und wo einmal Splitter absprangen, da haben ihn die andern umso stärker bekannt und wo einmal ein Flecken auf das Buch der Geschichte herniederfiel, da strebte man ihn nachher immer eifriger auszutilgen. Es ist darum kein Zufall, daß es gerade unser Regent war, der das erste Hoch auf das damals neugegründete Reich ausbrachte.

*

Nach dem „Katte" erschien 1917 „Simson", ein religiöses, heroisches, symbolisches Drama, das in Karlsruhe seine Uraufführung erlebte. Wenn auch der Stoff zwar leider einer uns fremden Rasse und deren religiöser Geschichtsschreibung entnommen ist, so hat ihn Burte doch mit wirklicher Eindeutschung und vollendetem Können gestaltet.

In Sinnengenuß und Lebensgier wird Simson sich selbst, seinem Volk und Gott untreu. Aber in Leiden und Schmerzen geläutert erlöst er sich durch Einsicht und Demut vor dem Ewigen, zu dem er sich im vermeintlichen Untergang als Sieger emporschwingt. Er findet wieder heim zu den ewigen Gottesgesetzen und zu seinem Volk, damit zu sich selber und seiner Kraft.

Aber nicht nur Deutschland lebte in materialistischer Verstrickung, die ganze Welt lebt in ihr. Auch sie sollte sich durch Einsicht und Demut erlösen. So stellt Burte die Forderung auf: „Der Geischt mueß Meischter wärden uf der Aerde!" D. h. aber wohl auch die Träger des Geistes, die „Geistigen", die hier mit Einsichtigen und Ideglisten gleichgesetzt werden.

Wir Heutigen müssen die Parole etwas verdeutlichen. Es redete und redet mancher im Namen des „Geistes" und war und ist doch kein Einsichtiger zu nennen. Wir sehen auf ein ganzes derartiges Jahrhundert zurück. Auch jene, die heute an unsern Grenzen im Zeichen „alemannischer Art" auf uns einzureden versuchen, sprechen im Namen des „Geistes" — und sind doch die krassesten Feinde jeglicher Einsicht. Sie sind darüber hinaus zum größten Teil nicht einmal Idealisten. Wir haben es erlebt, wie sie dem verkauften, der sie bezahlte.

So muß die verdeutlichte Forderung lauten:

Der wahre Geist, der Charakter muß Meister werden auf der Erde!

Unter wahrem Geist, unter Charakter verstehen wir jene endliche und ursächliche Bindung an Blut und Boden und an ein ewiges Gesetz, so wie seit Jahrhunderten der wahre Alemanne dachte. Einzig zwischen diesen beiden Polen liegt das Reich der echten, alemannischen Freiheit, nicht im schrankenlosen Raum.

Wenn auch heute die Lügennebel aus der Ebene uns den Blick rauben möchten — sie reichen nicht zu uns auf den Berg. Wir sehen unseren wahren Weg vor uns und werden ihn gehen, mit der ganzen Standhaftigkeit des wankellosen Kernes unseres Grenzmarkenstammes: vom ich zur Heimat, von der Heimat zum Volk, vom Volk zum Reich, daß das Reich unserer bluteigenen, ureigensten Art ist. Und dann erst zur Welt!

Noch immer sehen wir unseren Strom vor uns blinken, der keine „Falzlinie" ist zwischen uns und dem Westen, sondern nach wie vor seinen Lauf nimmt nach dem Norden, von wo wir einst kamen: von der Heimat durch das Reich — und dann erst ins Meer.

Ist die Musik am Ende?

Von Erich Lauer

Es gab einmal Tage, in denen ich diese Frage, vielleicht sogar vorbehaltlos, bejaht hätte. Aber ich wage es heute, sie mitten in der Zeit unseres allseitigen Aufbruches mit stärkster Betonung auf dem Wort „Ende" erneut aufzuwerfen. Denn: zwischen damals und jetzt liegt der Untergang einer alten, morsch gewordenen Welt und das Aufdämmern, Aufsteigen einer neuen, größeren, gewaltigeren, die uns schöpferisch tätigen Menschen wieder neuen Mut gibt.

Wir alle haben die Jahre des Systems in all ihren Tonarten und in ihrer ganzen Disharmonie, wie sie von der Tagespolitik bis zum sogenannten „musikalischen Kunstwerk" eine große, unübertreffbare Einheit bildete, erlebt. Ich will hier ganz von der Disharmonie in der bildenden Kunst und im Schrifttum schweigen. Zerstörung, Auflösung, Atonalität und gegenseitige Uebertrumpfung in jedem einzelnen dieser Begriffe war die Parole jener Tage bei den Vertretern solcher Kunstauffassungen. Es ist über sie und ihr vergängliches (heute wohl schon vergangenes) Werk genug geschrieben und gesprochen worden. Ich halte es überhaupt für angebrachter und für nötiger, daß wir endlich einmal beginnen, uns nach vorne zu wenden und uns nach neuen Wegen umzusehen.

„Aufbau!" — das ist unsere Parole. Und „Deutsch die Kunst!" sei unser Kampfgeschrei, das die kümmerlichen, noch nicht verschwundenen Reste jener Niederungen übertönen soll.

Mit diesem Willen wandern wir durch die Straßen unserer Städte und betrachten die Auslagen in den Musikalienhandlungen, überlesen die Verzeichnisse mit den Neuerscheinungen der Musikverlage. Und ebenso lassen wir die Ergüsse über uns ergehen, die von emsigen Männerchören uns als nationale Hakenkreuzhymnen, Freiheitsmärsche, Flammenlieder und derartige Schwulstgesänge vorgesetzt werden.

Nicht viel anders steht es mit Liedern für unsere Jugend. Sie, die zuerst Vortrupp für die Kampflieder des neuen Deutschland geworden ist und es auch in Zukunft sein wird, ist allerdings von Grund auf vorsichtiger in diesen Dingen. Sie besitzt durchweg jenes ursprüngliche, man könnte fast sagen instinktive kritische Empfinden in ungehemmter Natürlichkeit, das solchen Kitsch kraß ablehnt. Hohle und unechte Lieder prallen an ihr ab und tauchen allerhöchstens da und dort in einem biederen Vereinschor wieder auf. Aber das Echte, aus der Wirklichkeit und aus der Volksseele gestaltete Lied geht in sie ein und durch ihre Reihen, bis es eines Tages — oft namenlos — Volkslied oder Kampflied geworden ist. Ein treffliches Beispiel bietet uns das „Saarlied", das heute allerorts gesungen wird. Auch dieses ist eines Tages durch Schulkinder in die Oeffentlichkeit gelangt und — Bekenntnis schlechthin geworden. Umso mehr haben wir die Verpflichtung, uns dieser Jugend zuzuwenden und mit ihr zusammen den neuen Weg zu suchen. Denn sie wird, wenn er erst gefunden ist, ihn auch unbeirrt weiterschreiten.

So kalt und ablehnend wir all diesen hurra-patriotischen Schwanengesängen einer überlebten Zeit gegenüberstehen, so unerbittlich müssen wir das wenige Gute suchen. Und hier sind schon die glückhaften Anfänge vorhanden. Wenn es auch vorerst noch spärliche Bausteine sind, so wollen wir uns erst recht nach ihnen umsehen!

Heinrich Spitta, ein Kamerad der Hitlerjugend, hat mit seiner „Deutschen Messe" den Geist des Ewig-Deutschen in das Ueberzeitliche emporgehoben. In der Zusammenstellung des Textes greift er dabei kennzeichnend auf Dichter und Geister wie Fichte, Arndt und Schiller zurück und baut über ihnen die Brücke in unsere Zeit.

Auch das bei der Reichstagung der NS-Kulturgemeinde in Eisenach uraufgeführte chorische Spiel „Junge Gefolgschaft" mit der Musik von Helmut Majewski muß in diesem Zusammenhang genannt werden, weil es in der gleichen Richtung vorwärts weist.

Und endlich hat Herbert Windt mit seiner Musik zur „Deutschen Passion 1933" von Richard Euringer im rein Instrumentalen ein großes Wegstück zurückgelegt. Er beschränkt sich auf die Bläser, deren Verwendungsmöglichkeit er aber so ausweitet, daß sich durch die Gruppierung einzelner Gattungen zu Chören ganz neue Perspektiven ergeben. Doch soll das rein Technische hier außerhalb der Betrachtung gelassen werden. Was mich beim Miterleben dieser Begleitmusik zur „Deutschen Passion" aber so besonders gefesselt und ergriffen hat, das ist der Rhythmus des Marschierens, der schlichte, heroische, soldatische Takt, der durch die Stücke hindurchzieht und sie wie eine Weltanschauung überdacht. Diese Musik ist, von wenigen Stellen abgesehen, wo sie an Wagner und Schubert erinnert, schon übersinnlich zeitlos. Durch sie hindurch sehen wir das Morgenrot der neuen Zeit, das Musik-Werden einer Idee, wobei nicht gesagt werden soll, daß es schon die nationalsozialistische ist. Aber gerade die feierliche Hymne am Ende des Thingspiels wird mit ihrer tiefinnerlichen und auch leicht eingehenden Melodie im Volk Anker werfen und in die Jahrhunderte fortklingen.

Der Marschrhythmus und der harte Arbeitstakt der Maschine, das werden die Grundelemente der „stählernen Romantik" in der Musik sein! Und von hier aus werden wir in ein neues Gebiet vordringen: zum Werklied. Der singenden Mannschaft.

Ich habe mich selbst in den vergangenen Monaten mit all diesen Fragen, die heute auf uns einstürmen, beschäftigt und — ehrlich sei es bekannt — unnachgiebig mit ihnen gerungen. Meine „Trommellieder der Hitlerjugend" sind erstes Zeugnis dieses Suchens nach neuen Wegen. Und wenn mir nun kürzlich ein Jungvolkführer unseres badischen Grenzlandes schreibt: „Ohne Umschweifung möchte ich Ihnen sagen, daß Sie der erste sind, der uns die Trommellieder geschaffen hat, nach denen wir uns gesehnt haben", dann will ich diese Aeußerung aus den Reihen unserer nationalsozialistischen Jugend nicht als ein „Lob" betrachten, sondern als eine mahnende Verpflichtung, von hier aus weiterzuformen.

Es ist bestimmt, kein Zufall, wenn ich auf diesem Wege zum Werklied gestoßen bin, das bis jetzt in drei besonders wertvollen Dichtungen meiner Generation (von Heinz W. Leuchter und Hans Herbert Reeder) Gestalt angenommen hat. Ob dieser Weg recht ist, den ich beschreite, weiß ich nicht. Die Zukunft wird es mir erst zeigen müssen. Ich hoffe, daß dieses Urteil bald gefällt werden kann, wenn die Sammlung „Bruder, brich auf!" erschienen sein wird.

Aber all denen, die heute so auffallend viel von „nationalsozialistischer Musik" reden, möchte ich ins Tagebuch schreiben, daß es so etwas noch nicht gibt, vielleicht noch lange nicht geben wird. Wir sind erst auf dem Weg, sie zu suchen. Und heute stehen wir am Anfang! Ein langes, zähes Ringen liegt noch vor uns! Dabei gilt es, daß jeder mithilft, das gewonnene Feld zu behaupten, da wir in der Kunst noch nicht die Schlacht gewonnen haben. Uns in der Grenzmark am Oberrhein erfüllt diese Verpflichtung mit doppeltem Ernst und Mut. Aber wir werden es schaffen und dafür sorgen, daß unsere deutsche Musik nicht am Ende ist, sondern der Anfang zu ihrer neuen Weltsendung, bald seine Früchte tragen wird.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Landschaft

Von Emil Baader

Baden, die deutsche Südwestmark, ist ein schönes Land: das klassische deutsche Reise- und Erholungsland.

Wo findet man wieder auf so engem Raum diesen Reichtum an Landschaftsformen? Das Heroische ist da im Rheinstrom, in der Urweltlichkeit des Hochschwarzwalds und der Schwarzwaldmoore; das Idyllische in der Anmut stiller Odenwaldtäler; das Romantische in der Burgenwelt des Hegaus, des Neckartals, des Höllentals; das Südlich-Heitere in der beschwingten Welt des Bodensees. Die freundlichen badischen Dörfer von Hagnau am See bis Urphar am Main mit sommerlichen Wiesen, Kornfeldern und Weinbergen, sind es nicht hundert und aber hundert deutsche Gesichte und Gedichte? Die badischen Bauernhöfe, die bunten Volkstrachten, die köstlichen Volkslieder, die sinnigen Volksbräuche, repräsentieren sie nicht lebendiges deutsches Volkstum? Die traumtiefen Wälder, die Heilquellen und Gesundbrunnen, von den Römern schon hoch geschätzt, die Kurorte und Sommerfrischen alle, haben sie nicht den Ruf des Badnerlandes in alle Welt getragen? Die badischen Gebirgsbahnen, die Hochstraßen für Kraftwagen, die zahllosen Wanderwege durch Schwarzwald und Odenwald, über hohe Kämme hinführend, durch wilde Schluchten und kühle Wälder, sind sie nicht einzigartig?

In jüngster Zeit erst hat man Badens abseitigste Landschaft entdeckt: Das „Madonnenland", das weite Hügelland zwischen Neckar und Main: das Land der großen Bauerndörfer und der kleinen alten Städte; die Landschaft der Tauber und Schüpf, der Jagst und Kocher, der Erf und Umpfer; das badische Frankenland! Das Mütterliche regiert in dieser Welt. Fromme Marienbilder, malerische Bildstöcke, altersgraue Steinkreuze stehen an allen Wegen:

Madonnen grüßen von hohen Säulen,
Segnen das weite Land;
Kornfelder wogen an lehmgelben Hängen
Der Herr Christ mit dem Kreuz steht am Wegesrand.

Zwiebelturm-Dorfkirchen lugen ins Blaue,
Kinder ziehn singend einher;
Die Tauber rauschet zum Maine,
Rauschet uralte Mär!

Mainz und Würzburg waren einst die Hauptstädte dieses Landes; die Kunst Matthias Grünewalds und Til Riemenschneiders blühte hier. Es ist das Land des Bauernkriegs. Zu Königshofen an der Tauber fand die große deutsche Bauernerhebung von 1525 ihr tragisches Ende.

Im Sommer müßt ihr in dieses Land kommen, wenn der Mohn und die Kornblume blühen, wenn die Grünkerndarren am Dorfrand rauchen. Badisch-Franken ist das Grünkernland: das einzige Grünkernland der Erde. Ihr müßt wandern von Dorf zu Dorf, wie Riehl es getan, von Städtchen zu Städtchen. Schauet Mosbach und seine bunten Fachwerkbauten, Buchens Museum, Walldürns berühmte Barockkirche, Külsheims Brunnen, Krautheims romantische Burgwelt, Wertheims stolzes Schloß hoch über Tauber und Main. Bildhaft und einprägsam hat Heinrich Vierordt Franken besungen:

Und denk ich, wo Deutschland am deutschesten glüht
In sonniger Landschaft, in goldnem Gemüt:
Aufleuchtet mir in Gedanken
Mein Franken!

*

Ein Land der Sage ist der Odenwald, darinnen Siegfried fiel, der deutsche Held, darinnen die Wildenburg steht, die deutsche Gralsburg, und das zerfallene Schloß des Ritters Rodenstein. Vom burgenreichen Neckartal ist dieses schöne deutsche Waldgebirge jäh durchschnitten. Heidelberg liegt vor den Toren des Odenwalds: die Stadt deutscher Romantik, mit der „gigantischen, schicksalskundigen Burg". Die Bergstraße, Deutschlands erstes Frühlingsland, säumt den Odenwald im Westen. Kennt ihr wahrhaft die Wunder des Odenwaldes? Habt ihr vom Turm des Katzenbuckels in die Wald- und Taleinsamkeiten dieses Gebirges geschaut? Seid ihr gewandert durch Mümling-, Marsbach- und Morretal? Kennt ihr das Märchenschloß Waldleiningen? Adam Karrillon hat den Odenwald und sein Volk geschildert; Arthur Grimm, der Mudauer Maler, hat den Odenwald und seine Bauern gemalt. Und die Heidelberger Maler der Romantik tatens auch schon. Und Auguste Pattberg sammelte vor hundert Jahren Odenwälder Volkslieder für „Des Knaben Wunderhorn". Ihr haben wir das schöne Lied „Es steht ein Baum im Odenwald" zu verdanken.

Es ist ein schönes Land für Rast und Wanderschaft, der Odenwald. Wilde Schneeglöckchen, Wasseramseln, Eisvögel und muntere Forellen gehören zu seinen Bächen und Talwiesen. Und die Bäche alle führen in die heiteren Welten des Maintals, des Neckartals, der Bergstraße: Franken und Pfalz, die hellen Landschaften, halten den dunklen Sagenwald in ihren Armen.

*

Im Kurpark von Badenweiler

Stärkster Gegensatz zum stillen Odenwald ist Badens lebendigste Stadt: Mannheim, die Stadt der Arbeit, einer der größten deutschen Binnenhäfen. Die Mannheimer wissen den Odenwald gar wohl zu schätzen. Im großen Bund der Odenwaldwanderer, dem „Odenwaldklub", ist Mannheim am wanderfreudigsten. Wir alle aber schätzen Mannheim ob seines Karl Theodor-Schlosses, ob seines Theaters, seiner Kunsthalle. Diese lebendige deutsche Stadt ist in gleicher Weise eine Stadt der Arbeit wie der Kultur.

Wir besuchen Schwetzingen mit seinem zauberhaften Schloßgarten und kommen abermals in ein Bauernland, ein Land der Stille: in den Kraichgau, der Brücke ist vom Odenwald zum Schwarzwald. Den Weiler-Turm bei Sinsheim, den „Kompaß des Kraichgaues" muß man besteigen, wenn man diese freundliche Landschaft überschauen will. Ein Land der Burgen und der Dörfer, dem „Madonnenland" verwandt. Bretten lockt mit dem Pfeiferturm, die Heimat Melanchthons; Maulbronn, die schönste Klosteranlage Süddeutschlands; Eppingen mit uralten Fachwerkbauten; Bruchsal, mit Deutschlands wundervollstem Rokokoschloß, das heiter ist wie Mozartsche Musik; Durlach mit dem Turmberg, die ehemalige badische Residenz, die einst geschätzte Fayencen herstellte.

Beglückend ist eine Sommerfahrt durch die heitere Welt des Kraichgaus, die Samuel Friedrich Sauter, der Biedermeier-Dorfpoet besungen.

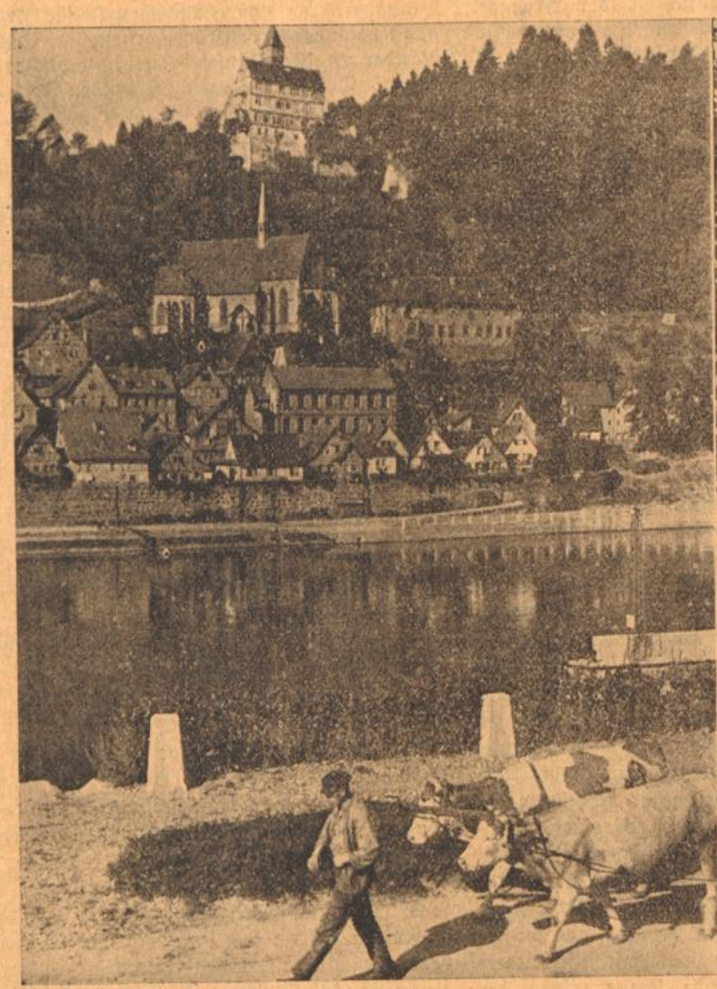
*

Wir kehren zurück zur Ebene, in deren Mitte die Hauptstadt unserer Südwestmark liegt, Karlsruhe, die vornehm gebaute Weinbrennerstadt, auf deren Friedhof Hans Thoma ruht, Badens größter Maler, Deutschlands innigster Landschafter. In der Karlsruher Kunsthalle sind viele von Thomas schönsten Bildern. Sie locken zum Wandern in des Schwarzwalds großartige Welt.

Doch weilen wir noch in der Ebene, in der weiten Ebene des Rheins, dem Lande zwischen Schwarzwald und Wasgenwald:

Kennst du die Ebene im Abendglanz?
O komm und sieh, wie endlos ausgebreitet
Sie über ihre eigenen Grenzen gleitet
Und feurig wird im letzten Strahlentanz!

Fürwahr, Friedrich Singer, der junge badische Dichter, der diese Strophe gesungen, ist uns ein Führer zur großen Schönheit der



Das liebliche Neckartal — Der schroffe Isteiner Klotz

Aufnahme: Archiv der Reichsbahndirektion.

Ebene. Die ihr die Berge liebt und den blauen See, gebt euch einmal hin dem Zauber der sommerlichen Ebene. Wandert ins Lahrer Ried etwa oder ins Hanauer Land, lauschet dem Pirol und der Nachtigall in den Auwäldern am Rhein, schauet die Blößhühner in den Altwassern, die Wildenten auf den Rheininseln, die Goldfasanen auf den Feldern von Ottenheim; schauet die braungoldenen Wiesen, lauschet den Hummeln und den tausend Grillen. Ringsum Ebene, schimmernd und flimmernd, vom blauen Himmel überwölbt. O schönes oberdeutsches Land! In den Dörfern schmucke Fachwerkhäuser, strenge Volkstrachten. In Kürzell besucht das Grab von Georg Pfaff, dem Kreuzwirt, der wacker kämpfte für sein Dorf; zu Meißenheim verweilet an Friderike Brions Ruhestätte. O schönes oberdeutsches Land! Das Münster Erwins, das in alle Dörfer schaut, ist ergreifend großer Mittelpunkt des Lands allum . . .

*

Zwischen Ebene und Baar, zwischen Kraichgau und Hochrhein liegt der Schwarzwald; das große Reich der dunklen Tannen, der mächtigen Bergkuppen, der einsamen Hochflächen, der verlorenen Talgründe; ein Reich der Bauern und Hirten, der Holzhauer und Sägmüller, der Holzschnitzer und Uhrmacher; die Welt, die Heinrich Hansjakob uns dargestellt in vielen Büchern und Hermann Eris Busse in seiner monumentalen Schwarzwälder Trilogie; die Hans Thoma uns gemalt und die Schar seiner Jünger. Es ist nicht eine Welt, es sind hundert Welten. Jede Talschaft hat ihre Eigenart, ihr eigenes Gesicht, ihre eigene Tracht. Und dennoch ist es eine große und großartige Einheit. Die Schwarzwaldbahn führt mitten durch das Gebirge, die Wunder dieser Gebirgswelt erschließend; die Höllentalbahn führt von Freiburg der gotischen Münsterstadt empor durch die wilde Felsenwelt des Höllentals zum blauen Titisee und zur Baar. Die Kraftwagen der Reichspost erleichtern den Zugang in des Schwarzwalds schönste Gebiete; die Schauinsland-Schwebebahn führt in wenigen Minuten ins Wandergebiet des Hochschwarzwalds.

Wer aber die Schönheit des Schwarzwalds zu tiefst erleben will, muß auf abseitigen Wegen gehen. Von Pforzheim, der nördlichen Pforte des Schwarzwalds, führen drei Höhenwege gen Süden, gen Basel, gen Waldshut, gen Schaffhausen. Man wandert über die Kämme der Badener Höhe und Hornisgrinde zum Kniebis, zur Kinzig, zum Hochfirst und Feldberg, zum Belchen und Blauen. Auf solchen Wanderpfaden ist man Gottes großer Natur nahe: rauschenden Bächen, verträumten Waldseen, einsamen Bergwiesen. Goldene Morgen kann man hier erleben, blaue Abende, eindrucksvolle Nächte:

Die langen Rücken dunkler Berge
Sind nächtlich hingestellt wie Särge,
Der Finsternisse tiefes Meer
Deckt alle Täler bang und schwer . . .
(Karl Jörger).

Ist nicht jeder der königlichen Schwarzwaldberge dem Wanderer ein großes Erlebnis: Hornisgrinde und Brandenkopf, Kniebis und Hochfirst, Feldberg und Herzogenhorn! Die Schau in die Weiten: zu den weißen Schneebergen im Süden, zu den blauen Vogesen, zu den Bergen des Juras.

*

Schön ist es zu rasten im Schwarzwald: für Gesunde, für Kranke, für Genesende. Berglust, Waldesodem, Höhensonne gibt es überall. Von den zwanzig höchst gelegenen Kurorten Deutschlands befinden sich nicht weniger als siebzehn im Gebiete des Schwarzwalds. Doch gibt es Luftkurorte und Sommerfrischen in allen Höhenlagen. Baden-Baden, die Stadt der Blumen und Wälder, das weltberühmte Thermalbad; das liebenswürdige Badenweiler am Fuße des Blauen; die Kniebis- und Renchtalbäder: Rippoldsau und Peterstal, Freyersbach, Griesbach und Oppenau; Dürrheim, das höchstgelegene Solbad Europas; Krozingen mit berühmter kohlensaurer Therme: sie alle spenden Erholung und Heilung.

Das ist der Schwarzwald: die Welt der ozonreichen Wälder, das schöne gastliche Land zwischen Rhein und See; ein urwüchsiges deutsches Bauernland, ein einzigartiges Reise- und Erholungsland.

*

Nach Osten geht der Schwarzwald über in die weite Hochfläche der Baar, wo die Donau und der Neckar ihr Quellgebiet haben. Vom Wartenberg oder vom Fürstenberg aus kann man dieses strenge herbe Bauernland, Badens Kornkammer, überschauen. Donaueschingen gehört zur Baar, die alte Residenz der Fürstenberger Fürsten. Kennt ihr die Schätze der Donaueschinger Sammlungen: die altdeutschen Bilder, die Urschrift des Nibelungenlieds?

Gerührter trat ich kaum zum Abendmahl
Als vor die Liederschrift der Nibelungen,
Erhoben und erlöst, geheim bezwungen,
In Fürstenbergs gewölbtem Büchersaal.
(Hermann Burte.)

Villingen ist die alte Hauptstadt der Bertholdsbaar, berühmt durch sein Münster, sein Museum alemannischer Kultur, seine Wälder. Kennt ihr die malerischen alten Holzbrücken über die obere Donau?

*

Zwei badische Landschaften ganz eigener Art, beide vulkanischen Ursprungs, sind Kaiserstuhl und Hegau.

O Kaiserstuhl, du Inselgebirg mitten in der oberrheinischen Ebene, rebenumblüht, rebenumglüht! Wo blüht der Enzian lieblicher und das Wunder des Frauenschuhs? Hans Adolf Bühler wußte, warum er seinen Malersitz auf der Burg Sponeck am Kaiserstuhl aufschlug. Es ist eine eigene pitoreske Welt. Tief eingeschnittene Lößwege führen mitten hinein in die Kaiserstühler Berge. Alte Weinnester umrahmen es: Endingen, Ihringen, Burkheim, Breisach, Lazarus von Schwendi, der Renaissanceherr, baute am Burkheimer Hang den ersten Tokaier auf deutschem Boden. Die Wiege Emil Götts stand zu Jechtingen; Ernst Krieck, gebürtig aus Vögisheim, ist ein Sohn dieser Landschaft. Zu Niederrottweil in der Dorfkirche schauet einen der schönsten deutschen Altäre!

Der Hegau, die einzigartige Burgenlandschaft — es gab hier einst über 40 Burgen und Schlösser — ist eine Versammlung phantastischer Bergkuppen. Durch Viktor von Scheffel ist dieses Land jedem Deutschen vertraut geworden. Man muß einen der Hegauberge besteigen, wenn Nebel im Tale liegt. Die Berggipfel nur ragen ins Blau. Die Kuppe des Feldbergs, die schimmernden Alpen schaut man. Der schönste der Hegauberge, der zweigipflige Hohenstoffel, trägt eine schlimme Wunde. Sie wird tiefer von Jahr zu Jahr. O rettet in letzter Minute den Gipfel dieses deutschen Naturdenkmals!

*

Und nun stehen wir vor dem Wunder des Bodensees. Alles, was man bisher sah, muß man vergessen; man muß sich ganz hingeben der neuen Schau. Von Radolfzell aus, wo Scheffel die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, mit den Schiffen der Reichenau zuweilen wacker streitend, lasset uns hinüber rudern nach dem weingesegneten Eiland des Untersees, der Reichenau, dem frühmittelalterlichen deutschen Kulturzentrum: romanische Dome, Weinhügel, Seebläue . . Zum Horner Kirchlein segeln wir dann; mit Ludwig Finckh steigen wir auf die Höri, Ausschau haltend über alemannisches Land. Einmal kommen wir nach Ludwigshafen zu Wilhelm Schäfer, dem deutschen Dichter; nach Meersburg, der Burg überm Meer, Annettens Dichterburg; nach Ueberlingen, der Heimat Susos, des deutschen Mystikers. Im Angesicht der Alpen fahren wir gen Konstanz, wo Wilhelm von Scholz wohnt, drauß an der Seehalde. Drüben im Thurgau grüßen wir Huggenberger, den Bauerndichter, der deutsch ist wie Schäfer und Finckh und Scholz. So ist seit Wallafrieds Strabo und der Minnesänger Zeit das Schwäbische Meer eine Heimat deutscher Dichter; ein Land der Dichter und der Maler; als südlich heiteres Land aber auch das leuchtende Ziel für ungezählte Wanderer jahraus, jahrein.

O Badnerland, Du Grenzmark unseres Reichs
am deutschen Strom:
Du spendest Brot und Wein die Fülle!
Du spendest Schönheit ohne Maß aus dem
Füllhorn deiner Berge, deiner Täler
mannigfalt!
O Heimatland, hab Dank!

Das Märchen / Von Toni Rothmund

Das Märchen ist die älteste, überlieferte Dichtung der Menschheit. Es ist älter als die Sage und älter als das Volkslied. Es hat noch die Drachen und Riesenuntiere geschaut, die einstmals die Erde bevölkerten. Zur Zeit dieser Urtiere müssen schon Menschen gelebt haben, denn von Geschlecht zu Geschlecht haben sie die Kunde von diesen Ungetümen weitergegeben, solange bis die Tiere ausgestorben waren, und niemand mehr an sie glaubte.

Da ging der Bericht von ihnen in das Märchen ein, das ihn getreu bewahrte.

Aber das Märchen ist noch älter als die Urgetüme, ja, es ist noch älter, als die alten Heidengötter, die verstoßen und vertrieben — sich gleichfalls zu ihm flüchteten.

Das Märchen ist so alt wie der Traum. Und es ist ewig, wie Traumland, von dem es auszog und auf die Erde herabstieg, ein schönes Götterkind, geheimnisvoll und unsterblich — und alten Weistums getreuer Hüter und Verwalter.

Im Anfang war der Traum. Im Traum erschienen den frühen Menschen ihre Toten, aus dem Traum entstand die Ueberzeugung einer Seele, die im Menschen wohne und nicht mit ihm sterbe und von einer geheimnisvollen Welt über und um sie, die vorhanden — aber ihnen nicht zugänglich war.

Bei dem primitiven Menschen verwischen sich — wie bei Kindern — die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit. Sie schliefen eng beieinander in rauchigen Höhlen mit geringem Luftraum. Der Alp drückte sie, quälte sie, machte ihnen Todesangst — bis sie mit einem Schrei erwachten und von ihm erlöst waren. Der Alp war ihnen etwas Wirkliches, dessen Wirkung sie alle kannten, an dessen Realität sie nicht zweifelten.

Alpqual — Traumqual finden wir in den Märchen und Sagen aller Völker. Wer kennt nicht das Hunger- und Durstgefühl des Schlafenden, das ihm die herrlichsten Speisen und Getränke vorgaukelt, die er niemals kriegt, die verschwinden, sobald er sich darnach bückt. Es ist die Qual des Tantalus der griechischen Sage. Die wahnsinnige Todesangst des Damokles, über dessen Haupte an einem seidenen Faden das Schwert schlingert, entstammt der Traumangst ebenso, wie die unmögliche Arbeit der Danaiden, die das Meer mit Sieben ausschöpfen müssen — oder die des Sysiphus, der den Stein den steilen Berg heraufrollt und ihn niemals auf die Spitze bringt.

Aus dem Traumland kamen die Alpen, und es ist seltsam, daß diesem Glauben an sie die allerschönsten unserer Märchen zu entstammen scheinen, und so gleicher Zeit von dem fast unvorstellbaren Alter dieser Dichtungen eine Ahnung in uns erwecken.

Es gibt Nachtalpen und Tagalpen. Die Vorstellung der Letzteren entstand wahrscheinlich durch das Schlafen in der Mittagsstunde im Freien, das mit Angstgefühlen verbunden zu sein pflegt. Ein solches Mittagsgespenst ist die Roggenmuhme, und ein anderes die slavische Poltsche, die vier Arme hat und in jeder Hand eine Sichel schwingt. Sie hockt auf Wegen und wehrt dem Wanderer den Durchgang, wie ihre Verwandte, die Sphinx, die vor Theben auf dem Felsen lag und jedem ein Rätsel aufgab. Löste er es nicht, so stürzte sie ihn vom Felsen hinunter. Diese Rätselsucht ist überhaupt eine unangenehme Eigentümlichkeit der Mittagsgespenster. Von ihr sind alle die liebenswürdigen Bräute besessen, die man nur kriegt, wenn man ihre Rätsel rät oder ihre unmöglichen Aufgaben löst. Gelingt es einem nicht, dann ist man unweigerlich dem Tode verfallen. Dadurch verraten sie alle ihre elbische Abkunft. Manchmal wird das Märchenmotiv auch abgewandelt. Man selbst gibt dem Gespenst Rätsel auf und zieht diese so lange hin, bis die Stunde der Macht für die Alpen verstrichen sind. Dahin gehören die sehr alten und merkwürdigen Rätselmärchen von des Roggens Qual und des Flachses Qual. Bis nämlich der Roggen zu Broten, der Flachs zu Linnen geworden — ist die gefährliche Stunde vorüber und die bösen Geister haben keine Macht mehr.

Wenn sich die Alpen nicht durch das Rätselspiel verraten, so sind sie an anderen Zeichen zu erkennen. Manchmal zum Beispiel tragen sie noch einen Namen elbischer Herkunft. Die Alpen heißen auch Elben, Elfen, Elsen, Loren, Lauren, Luren oder Druden. Wir finden diese Namen wieder in Lohengrin, dem elbischen Ritter aus unbekanntem Land, der seinen Namen nicht sagen darf, König Laurin, Alberich, Fräulein Laure, Lorelei, Lurch.

Ein anderes Zeichen lurischer Abkunft sind die langen schönen Haare, wie die stumme Königin sie hatte, die im Wald in einer Höhle saß und Nesseln zu Hemden für die verwunschenen Brüder spann. Auch die Gänsehirtin, die ein Königskind war und mit dem Pferdekopf sprach:

Oh du Falada, daß du hangest!

auch sie war lurischer Abkunft, denn sie konnte dem Wind befehlen. Immer wenn sie ihre langen Haare kämmte, stahl sich der Junge herzu, um ihr eines auszureißen. Sprach die Gänsemagd:

Weh-weh, Windchen,
Nimm Kürdchen sein Hütchen,
Laß'n sich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geschnatzt
Und wieder aufgesatzt — —!

Auch im Märchen von Goldener spielen die schönen Haare eine Rolle. Er verbirgt sie unter einer Kappe, um seine Abkunft nicht zu verraten. Eine Schwester von ihm ist Rapunzel, die auf einem Turm gefangen ist und ihren Liebsten an ihren Zöpfen heraufzieht. Unten am Turm steht er und sagt: „Rapunzel, Rapunzel, laß dein Haar herunter". Und heute noch sitzt die Lorelei auf ihrem Felsen und kämmt ihr goldenes Haar.

Genoveva, der die Waldtiere dienstbar sind, hüllt sich in ihre langes Haar, und Lady Godiva, die nackt durch die Stadt reiten soll, damit ihr harter Gatte den Armen die Fron erläßt — hüllt ihre Nacktheit in den Mantel ihrer Haare, die während des Rittes über ihre ganze Gestalt wachsen. Simson, dessen magische Kraft in seinen langen Haaren lag, war ebensowenig aus Adams Familie wie die heilige Kümmernis, der in einer einzigen Nacht ein Vollbart wuchs, damit der König, ihr Vater, von seiner frevelnden Liebe zu ihr lasse.

Die Wasserleute erkennt man an einem nassen Rocksaum, einem nassen Schürzenzipfel oder nassen Hosenrändern. Sie sind besonders gefährliche Wesen, denn sie ziehen die Sterblichen in ihr nasses Reich hinab. Die Nixen umschlingen die Knaben, die Wassermänner haben es auf die Menschenfrauen abgesehen. Der Nix bei Regensburg raubte das „adlig Fräulein Kunigund", und der Wassermann aus dem schönen, alten Volkslied nahm sich das schöne Hannale zur Frau und hatte sieben Kinder mit ihr. Als sie aber, von Reue und Heimweh gequält wieder auf die Erde zurück wollte, da teilte der Wassermann die Kinder. „Nehm ich mir drei und du dir drei" — und das siebente riß er mitten durch, um sich an dem Hannale zu rächen.

Ein abscheulicher Tagalp ist auch der Ritter Blaubart. In diesem Märchen ist die Traumangst besonders realistisch dargestellt. Auch der Räuber in der Räuberbraut ist elbischer Abkunft. Daß alle Hexen, Kobolde, Feen und Zauberer zum elbischen Gelichter gehören, versteht sich von selbst.

In einigen Märchen — und es sind fast die lieblichsten — ist die lurische Abkunft als ein schwerer Fluch dargestellt, von dem die davon Befallenen erlöst werden können. Hier geht die Seele des Träumenden gleichsam in die Seele des Verwunschenen ein. Die stumme Königin ist zum Schweigen verdammt, die Gänsemagd, die mit einem einzigen Wort ihr Elend wenden könnte, darf es nicht aussprechen, der treue Johannes muß sein Schicksal stumm ertragen, das Schwesterlein darf nur drei Nächte ihr Kindlein wiegen.

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Jetzt komm ich noch einmal — dann nimmermeh."

Sie alle sind Gebannte, Verwunschene, Verzauberte. Ihr Leid ist — Traumleid — Traumangst. Stumm sein, gebannt sein, versteinert sein — und doch alles leiden müssen — das ist ein allen Menschen bekannter Traumzustand.

Wohlbekannt ist auch das Suchen. Man sucht, man sucht — in Todesangst — in Verzweiflung — immer schiebt sich ein anderes Hindernis dazwischen — niemals findet man das Gesuchte —

Auch dieses Motiv ist in das Märchen eingegangen.

Alle elbischen Wesen stammen aus einer andern Welt, einem fernen, unbekannten Reich. Bei den Japanern ist es die Dracheninsel, bei uns das Land „Nördlich der Erde und östlich der Sonne —" der gläserne Berg — oder ähnliches.

Das ist ihre Heimat, da unterstehen sie eigenen Gesetzen, dorthin können und müssen sie immer wieder zurückkehren. Die Möglichkeit zur Heimkehr gibt ihnen stets irgend ein Talisman, den sie ängstlich hüten, ein Ring, ein Dolch — ein Federkleid, ein Tierbalg — oder schließlich nur eine Formel, die sie nicht vergessen dürfen —.

Nimmt man ihnen den Talisman fort, dann sind sie in der Gewalt dessen, der ihn an sich gebracht hat, müssen ihm dienen, auch mit allen elbischen Kräften, werden auch geheiratet und haben Kinder —.

Bis eines Tages sie den Talisman wieder finden. Dann halten sie nicht Bitten, nicht Gewalt — fort geht sie in ihre lurische Heimat — ins Alpenland —.

Die Irdischen aber — von verzehrender Liebe zu den schönen Dämonen gequält, reisen ihnen nach, suchen sie, in Qual, in Angst, in Verzweiflung —

So sucht Psyche ihren Amor, so sucht die Braut den weißen Wolf, der auf dem gläsernen Berge wohnt, und um den zu erklimmen sie einen Finger ihrer Hand gibt; so sucht der arme Fischer seine Schwanenjungfer —

Zu immer tieferen Gleichnissen, immer leuchtenderen Bildern formt das Märchen die Träume um — ein unvergänglicher Schatz herrlichster Dichtung ist in unseren Märchen enthalten.

Nicht alle Märchen sind alpischer Abkunft. Viele sind entstanden aus poetischer Darstellung der Wandlungen der Gezeiten — wie Dornröschen und Schneewittchen, die das Erwachen des Frühlings nach Winterschlaf darstellen — oder wie die Verschlingungsmärchen, die es in allen Völkern gibt, und in der das Untergehen der Sonne dargestellt wird. Rotkäppchen wird vom Wolf verschlungen, ebenso die sieben Geißlein, Jonas vom Walfisch, und die indianischen und afrikanischen Märchen berichten uns ähnliches.

Viel jünger sind die Märchen, in denen die einzelnen Stände und Handwerke sich gegenseitig foppen — die Neck- und Scherzmärchen und die Tiermärchen mit der satyrischen Beziehung auf das Menschengeschlecht.

Herrliche Kunstmärchen verdanken wir Goethe, Brentano, Tieck, Andersen, Leander, Blunk und Kyber u. a.

Denn das Märchen stirbt nicht und erschöpft sich nicht, immer wieder wird der Mensch suchen ewige Wahrheiten in Schleier und Geheimnis zu hüllen, immer wieder wird er dichten und träumen.

So lange ein Volk dichtet und träumt, so lange ist es noch jung, so lange lebt seine Seele noch — und so lange wandelt das Märchen über seine Erde.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Was mir Bodendeutschland gab

Von Wilhelm von Scholz

Wilhelm von Scholz läßt zu diesem Weihnachten unter dem Titel „Berlin und Bodensee" bei Paul List Verlag, Leipzig, den ersten Teil seiner Selbstbiographie erscheinen. Er behandelt die Kindheit und Jugend des Dichters in dem kaiserlichen Berlin, in welchem sein Vater der erste Staatssekretär des Reichsschatzamtes und er letzte Finanzminister Bismarcks war, ehe er auf seinen Ruhesitz Seeheim am Bodensee übersiedelte. Aus dem Buch stellt uns der Dichter den folgenden Absatz zur Verfügung, der seine vor einem halben Jahrhundert geschehene Anwurzelung im Alemannentum zeigt.

Vielleicht wäre ich bei längerem Aufenthalt in Berlin schon damals und zu früh vom Zeitgeist erfaßt worden, ehe ich in mir ganze persönliche Festigkeit und Sammlung auf mein Wesentliches geschaffen gehabt hätte. Das hätte rascheren Erfolg, aber wahrscheinlich auch eine Minderung meiner auf spätes Reifen und Sichvollenden angelegten Natur bedeutet.

Davor bewahrte mich die Uebersiedelung in große Landschaft und in eine Gegend mit geschichtlichem Boden, über den schon die Römer schritten, mit mittelalterlichen Bauten, altertümlichen Städten und aller an schöne Landschaft und urzeithaft feste oder wild zerfallende vergangene Architektur sich knüpfenden Romantik.

Anläßlich einer Schweizerreise vor einer Reihe von Jahren hate mein Vater Konstanz berührt. Die Gegend ums Eichhorn, wo der Obersee sich an dem flachen, ins Gewell vorspringenden, mit Weiden und Pappeln bestandenen Kiesstand in den Ueberlingersee und den Konstanzer Trichter teilt, hatte ihm besonders gefallen. Er hegte seitdem den Wunsch, hier einmal wohnen zu können.

Als er nun in der Mitte der achtziger Jahre, mit Rücktrittsgedanken umgehend, seinem Grundstücksvermittler ganz allgemein den Bodensee als ihm erwünscht bezeichnete, ward ihm das vorletzte dem Eichhorn zu gelegene Grundstück mit Landhaus zum Kauf angeboten. Mein Vater entschied sich rasch zur Erwerbung. Mit dem später dazu gekauften Nachbargrund und einiger Abrundung durch daneben liegende Aecker ergab es Land von über drei Hektar mit einem langen Stück eigenen Seestrandes.

In meiner Familie war, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, immer Grundbesitz gewesen, Verbundenheit mit eigenem Boden. Es müssen damals schon über hundert Jahre gewesen sein, daß meine Vorväter in der Burgstraße im schlesischen Schweidnitz angesessen waren, wo mein Großvater die zu einem zusammengefaßten Häuser Nummer 13 und 15 besaß. Der Familie Thiel, aus der meine Großmutter Scholz stammte, gehörte das Rittergut Jauernick bei Schweidnitz. An beiden Orten war ich oft zu Besuch und empfand gegenüber den Mietswohnungen gewiß stark den Wert des Wohnens in eigenem Haus auf eigenem Land.

Die zwei Höfe des sich von der Straße weit nach hinten erstreckenden großväterlichen Anwesens wie das Gutshaus von Jauernick, mit Ställen und Scheunen, mit Garten und ausgedehnten Wirtschaftsanlagen spielten eine Rolle auch in meiner Phantasie. So ergriff ich den Gedanken meines Vaters, sich und uns irgendwo auf Eigenem anzusiedeln, mit Feuereifer.

Ich glaube, trotzdem mein späteres Leben unter unguten Sternen unruhig immer wieder den Wohnsitz wechselte und meist nur zu kürzeren Rasten sich in unserem Seeheim niederlassen konnte, daß meine Begeisterung für den Kauf meines Vaters keine Täuschung über mein Wesen war und daß ich zum Angesessensein tauge.

Freilich ist auch ein Stück von unstetem Wanderer in mir, wie denn meine Natur sich überhaupt nach mehreren ihrer Seiten in Gegensätze zu spalten scheint. Lange Jahre habe ich mich damit begnügen müssen, aber auch mit dem festen Gefühl der Verwurzelung im Leben begnügen können, ein Zu-Hause zu wissen und selbst anderswo zu sein, in Pensions- oder Gasthofzimmern zwischen Bett und Waschtisch auf einem gewöhnlichen Tisch meine Arbeit zu machen.

Ich glaube, daß sich erst durch die Bodenseelandschaft mein Naturgefühl und damit meine Lyrik voll entwickeln konnte, daß der Zeitpunkt des stark erwachenden Gefühls glücklich mit den neuen Natureindrücken zusammentraf und mit diesem Lebenkönnen in der Natur: an eigenem Seeufer, in eigenem altem Park! Ihn hatte einst die Königin Hortense, die Mutter Napoleons des Dritten, angelegt, als sie hoffte, in Baden ein Asyl zu finden, ehe sie dort vertrieben sich im nahen Thurgau, in Arenaberg, ansiedelte.

In den ersten Jahren, in denen wir nur die Sommerferien im Seeheim zubrachten, mußte noch eine gewisse Fremdheit überwunden werden. Der alemannische Dialekt, den der Kutscher, sein Knecht, den die Leute, Arbeiter und auch die gebildete Bevölkerung damals noch reiner sprachen als heut, war für mich etwas Neues, das mich beschäftigte. Die kleine Landwirtschaft mit ein paar Kühen, Schweinen, Hühnern, Enten war mir trotz meiner kurzen Besuche in Jauernick doch neu. Ihre Inanspruchnahme der Menschen, ihre vielfältigen Erfordernisse lernte ich kennen. Es wurde alles erdhafter, bodenverbundener, was begriffen und erfaßt sein wollte. Statt der Wasserleitung eine eigene zum Brunnen gefaßte Quelle; das abgängige Holz des Parkes gleich im Holzschopf zersägt, gespalten, aufgebeugt, statt daß es ein Lieferantenwagen brachte. Ein erst befremdendes, dann beglückendes Vordringen zu einem wenig Urtum für den in Berlin davon am weitesten entfernt gewesenen Jungen!

Der Vorbesitzer des kleinen Gutes war ein Doktor Lang, ein Obstzüchter und Obstweinerzeuger, dessen Johannisbeerwein, Apfelsekt und guter Most mir in bester Erinnerung sind. Er hatte das Grundstück für seine züchterischen Bedürfnisse angelegt, während mein Vater unter Erhaltung der Bäume und Spaliere für das Tafelobst eine Vergrößerung des Parkes anstrebte. Das einfache alte Landhaus, das geselligem Leben — wie es mein Vater in Berlin gewohnt war und in der Ruhezeit fortzusetzen gedachte, das ihm überhaupt die gegebene Form der Lebensführung seines Standes geworden war — nicht genügte, auch kaum zur Unterbringung der Möbel ausgereicht hätte, sollte umgebaut oder ein Neubau errichtet werden.

Dieser in Aussicht genommene Bau, für den mein Vater schon bald nach der Inbesitznahme erste Skizzen und Entwürfe anfertigen ließ, beschäftigte mich gewaltig mit. Diese Beschäftigung hat schließlich dem 1890 fertig gebauten Hause ein wenig mit seinem Charakter gegeben und mir nachträglich wieder etwas in meinem Leben bewußt gemacht, dem wohl für den jungen Menschen allgemeine Bedeutung zukommt. Ich war, was ich in anderer umfassenderer Beziehung wohl immer bleiben werde, im Hinblick auf diesen Bau „Außenseiter" und lag, ohne auf das Innere — von meinem eigenen Giebelzimmer und kleinem Appartement abgesehen —, viel Gedanken zu verschwenden, stets mit meinen Außenbau-Wünschen meinem Vater in den Ohren. Ich muß weiter ausholen.

Was lag in Nähe um Seeheim an Herrlichkeiten, allein nur mit dem Dampfer zu erreichen, zum Besuche ladend da! Hier Meersburg, Mainau, Ueberlingen, dort rheinabwärts von Konstanz — das selbst im Münster, Kaufhaus, Schnetztor, Haus zur Katz, im Rosgartenmuseum und Rheintorturm rasch auffaßbare deutsche Architektur zeigte — das Schloß Gottlieben, die Reichenau mit ihren sehr alten Kirchen, Steckborn mit seinem viertürmigen Schlößchen, das malerische Stein mit dem Georgskloster und der Burg Hohenklingen. Und alles enge verbunden mit dem neuen lyrischen Reiz einer die Bauten umwehenden Natur, das sie malerisch spiegelnde Wasser zu Füßen.

Ich sog die vielfältigen Bilder in mich ein, als ob ich sie jahrelang entbehrt und nach ihnen gelechzt hätte. Ausflüge über Ausflüge, die alle Entdeckungsfahrten waren, wurden unternommen.

Auf diesen Ausflügen sah ich so viel Türme, Giebeltreppen, Zinnentore, Stadtmauern, gotische Chöre, Erker und gemeißelte Steinzier — und alle in enger Verbindung mit dieser Landschaft, diesem spiegelnden Strom und See, mit dem auch unser Landsitz verbunden war — daß mir ein Wunschbild unseres geplanten künftigen Hauses zumindest mit Turm, Erker und Giebeltreppen entstand.

Mein Vater, der an meiner Teilnahme für seinen in Aussicht genommenen Bau um so mehr Freude hatte, als zwischen ihm und mir bei der Verschiedenheit gerade der Hauptgebiete unserer inneren Beschäftigung sich nicht allzu oft ein gemeinsames Planen und Tätigsein ergab, hörte mich immer gern und geduldig an, wenn ich ihm einen romantischen, recht zur Landschaft passenden Bau empfahl.

Er hatte selbst den Wunsch, mit seinem Hause an einer landschaftlich so bevorzugten Stelle, wie es unsere nach Süden geöffnete Bucht nahe dem Eichhorn ist, sich möglichst dem Charakter der Lage und der die Gegend beherrschenden schönen alten Bauten anzupassen, mit seinem Hause den Ort zu schmücken und die Vorbeifahrenden zu erfreuen. Er hatte vielleicht schon an ein Gebäude mit den unstrengen Stilzeichen älterer deutscher Bauweise gedacht. So nickte er, als er während des Planens einmal den Architekten wechselte und ich leidenschaftlich bat, ja den bisher vorgesehenen Turm dem neuen Meister auch anzuempfehlen, gleich volle Zustimmung.

Ich kann mir also einen kleinen Anteil an dem Entstehen des Hauses, das nun schon bald ein halbes Jahrhundert unsere Heimat ist, zuschreiben. Das ist mir lieb — obwohl damit ein Stück eines von mir längst überwundenen romantischen Sinnes stehengeblieben ist, — weil es mich mit dem Hause noch fester verbindet. Daran ändert nichts, daß ich, wenn mir das Geschick, das Glück, selbst bauen zu dürfen, gewährt hätte, sicherlich heute ganz, ganz anders bauen würde. Mein mit den Jahren und vielem Sehen von Bauten immer leidenschaftlicher gewordenes Verhältnis zur Baukunst muß sich aber leider mit phantastischen Träumen, mit den vorgetäuschten leichten Bauten der Bühne genügen lassen — und mit verehrendem Nachsinnen dem, was die großen Dichter der Steinkörper und lebenden Raumgebilde hingestellt haben.

Gerade gegenüber, im Süden über dem Wasser, liegt vor Seeheim die Schweiz mit einem Stück ihres weitgedehnten Nordrandes als das andere Ufer des Bodensees hingebreitet. Das deutsche Allgäu und das österreichische Vorarlberg stellen mehr Gipfel um sein leuchtendes gerundetes Becken. Aber für das badische und schwäbische Ufer beherrscht der Schweizer Säntis das Bild. Er und sein zweiter Kopf, der Altmann, werden zum starken Mittelpunkt des Ausblickes und zum Inbegriff des sich vor den Süden lagernden Schnee- und Eisgebirges, so wie der breite, bis zur Flußrinne tiefe Einschnitt des Rheintals am oberen Seeteil immer empfunden wird als der sich verheißungsvoll auftuende alte Weg nach Italien.

Diese großen ruhenden Sinnbilder, zu denen sich hier die Landschaft erhöht, werden nicht am ersten Tage erfaßt. Aber sie wirken jeden Tag auf das Auge ein und treten plötzlich, als wären sie bisher im Nebel gelegen, mit voller Klarheit und Deutlichkeit vor die Seele . . .

Humor an der Grenze

Von Ludwig Finckh

Butter

Die Zöllner sitzen in der Wachtstube, es ist Winter und kalt, aber der Ofen wärmt. Es kann ganz bärig gemütlich sein in einer Zollstube, fast wie in einem Gasthaus. Man schmaucht Pfeifen; man sieht zum Fenster hinaus, nimmt einen Feldstecher.

Kommen drei Frauen über die Grenze, Bauernfrauen. Ein Geist tut's dem Posten kund: die haben Butter.

„Was haben Sie?", fragt er.

„Wir? — Nichts."

„Haben Sie keine Butter?"

„O was denken Sie! — Wir haben nichts."

Der Posten meldet's drinnen. — Der Zollleutnant gibt Befehl: Führt sie herein! — Ofen heizen!"

„So", sagt er höflich, „nehmt Platz!" — Und er weist auf die breite Bank, die um den Ofen gebaut ist. „Wir haben noch zu arbeiten." Und er tut, als hätte er keine Zeit, sie anzusehen.

„Warum müssen wir denn warten?", fragt eine.

„Sie werden es sehen. Es ist noch etwas nachzuprüfen." —

Die Zöllner schreiben. Es scheint viel Arbeit angefallen. Dringende Fälle . . .

Der Ofen wird heiß. Den Frauen wird's ungemütlich; sie rutschen auf der Bank. Von einer tropft der Schweiß.

„Schwitzen Sie?", fragt der Leutnant. „Es ist kalt draußen."

Der Ofen kommt fast ins Glühen. Die Frauen schmelzen, alles klebt, tropft. Sie wollen aufstehen, fort . . .

„Einen Augenblick. Gleich sind wir so weit. Bleiben Sie doch!"

Es sind Höllenqualen. Die Zöllner können kaum schreiben vor innerem Lachen.

Jetzt steht der Leutnant auf. „So. — Haben Sie Butter?"

Er tut verwundert. „Was ist denn das auf Ihrem Platz da? — Alles naß. — Angstschweiß?" —

„Nein!", heult die eine los, — „wir haben keine Butter mehr!" — Do hängt se!" — Und sie schüttelt ihre Kleider.

„O ihr, — ihr — —" die Zunge versagt ihr, — — „Zöllner!"

„Ja, warum haben Sie es denn nicht gleich gesagt, daß Sie keine Wärme vertragen? — Wir hätten helfen können." —

Zoll kostet's keinen. Denn Butter ist keine mehr da.

Die Zeche

Droben auf dem Berg, wo die Grenze so in Zwickeln hin und her läuft, sitzen zwei Burschen im Schweizer Haus, die sind nicht von gestern. Sie haben Bündel bei sich, Schnürsenkel zum Hausieren, sie sind aus dem Deutschen herübergekommen.

Kehrt ein Schweizer Grenzer an und schnappt sie. Sie sollen mit nach Hättmishofen hinunter zum Büßen. — Aber sie weigern sich, es schmeckt ihnen beim Kluberwirt bigott. Sie haben nicht Ursach zu folgen, sie sind zu zweit.

Geht der Grenzer die halbe Treppe hinauf zum Fernsprecher, den Posten unten im Ort anzurufen. —

Kaum ist er verbunden, so springen die Burschen mit ihren Päcken zum Fenster hinaus und fort.

Aber sie kennen die Wege nicht, — durchs Fernglas sieht man sie den Schweizer Boden durchqueren beim Unterwalder. Der Zöllner wirft sich aufs Rad und fährt im Bogen zum Bauern. Dort nimmt er einen alten Hut vom Nagel, eine Mistgabel aus der Ecke, und so läuft er, die Gabel auf der Schulter, gemächlich den beiden entgegen.

Das ist ein spaßiges Wiedersehen unverhofft. Für ihn wenigstens. Sie machen saure Gesichter, sie müssen mit, er hat einen Karabiner, und er befördert sie lustig ins Wirtshaus zurück zum Kluber. —

Diesmal greift er's schlauer an. Er nimmt einen von ihnen mit zum Telephon, als Geisel.

Aber kaum hat er Anschluß, macht der Kerl einen Sprung, einen Pfiff, und beide sausen wieder übers Feld, aber im Eillauf.

Der Grenzer flucht. Schießen darf er nicht, sie sind schon im Deutschen. Und da eilt es nicht mehr. Sie wissen's auch, sie setzen sich erst, verschnaufen, und dann suchen sie sorgsam den Weg ab nach den Grenzsteinen und verschwinden im Wald. —

Jetzt kommt der Kluberwirt dazu und schlägt Krach.

„Hä, — und wer zahlt denn die Zeche?"

Da muß der Grenzer, so schwer es ihm fällt, zwei Ferngespräche auf seine Kappe nehmen und zwei Schoppen Wein, für die Gäste, die er verscheucht hat.

Er stöhnt. Und eins weiß er:

Er telephoniert nie mehr!

Thunfisch

Herr Körner hat beschlossen, seiner Frau Thunfisch mitzubringen zum Geburtstag, sie sind in der Schweiz wohlfeil und köstlich. Man bekommt sie bei uns nicht so.

Ein wenig schlägt ihm das Gewissen, — 6 Büchsen zugleich . . . Aber wenn schon, denn schon! Er verstaut sie unterwegs sorgfältig im Boot, in den Taschen in Rock und Mantel, stopft Taschentücher drüber, — wer wagt, gewinnt!

Der deutsche Zoll blickt scharf.

„Sie sind vor einer Stunde mägerer gewesen," sagt er.

„Gehts so schnell in der Schweiz?" Sie sind dicker geworden inzwischen."

Und er befühlt Körners Rock.

Der hätte ihm gern eins drauf gegeben. Aber er sagt:

„Ich hab' gevespert drüben."

Der Zöllner stößt auf einen Widerstand.

„Lassen Sie Ihre Finger davon!" sagt Körner. „Ich bin kitzlig."

„Ich hab schon Kitzligere untersucht, sagt der Zöllner kalt.

Und er zieht eine Büchse aus der Rocktasche.

„Eins, zwei, drei, vier — sechs Stück. — Ist das alles?"

„Langts nicht?" knirscht Herr Körner zornrot. Der Schweiß perlt ihm von der Stirn. —

„Das hätten Sie nicht zu verstecken brauchen," sagt der Zöllner. — „Thunfisch — 1 Kilo zollfrei. — Es macht kein Kilo. 7 Stück gehen aufs Kilo." —

„Hätt ich doch noch eine mitgenommen!"—

„Und nicht einmal geschmuggelt sind sie!", sagt Herr Körner, als er sie seiner Frau auf den Geburtstagstisch legt.

„Aber geschwitzt hab ich!"

„Sie freuen mich doch!", sagt sie schlicht. „Fast wie wenn sie geschmuggelt wären."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Heinrich Vierordt / Von Wilhelm Albrecht

In der Nachkriegszeit haben sich viele Dichter, die sich rühmten, ganz neu zu sein und ganz von vorn anzufangen, groß aufgetan, aber niemand im Volk las Gedichte.

Nur die Kreise, die noch Kultur und Ueberlieferung der engeren Heimat pflegten, nahmen sich älterer, in ihrem Raume gewachsener „Heimatdichter" an. Heinrich Vierordt aber, am 1. Oktober 1855 in Karlsruhe geboren und mit seiner ganzen Jugend in Baden verankert, immer einer der Stillen, die nie etwas von sich hermachen, muß als allgemeindeutscher Besitz mit Geltung für das ganze deutsche Volk betrachtet und als solcher heute neu herausgestellt werden. Seinem ganzen Gehalt nach sprengt er völlig den Rahmen eines Heimatdichters und die weite Spanne seines Lebens schlägt eine lebendige Rückverbindung von der Gegenwart bis tief in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein. Nach dem Zeugnis seiner Großeltern kann er noch erzählen, wie 1814/15 die Kosaken in Eschelbach einquartiert waren, ja er kann uns sogar noch ein Liebeslied seines Urgroßvaters im Schnörkelgeschmack der Zopfzeit zum besten geben. In seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung sieht man ihn aus jener alten Zeit langsam heraufwachsen und erkennt, wenn er in den 1925 neu erschienenen „Akanthusblättern" Dantes Schatten „nach der Sühne Schlund für die, so den Weltkrieg entzündet" fragen läßt, die mächtige Zeitbrücke, die Vierordt mit seinem Leben schlug.

In seiner Knabenzeit war Baden österreichisch und sein Vater machte als Major im 3. badischen Grenadierregiment den Krieg gegen Preußen mit; der Anblick des österreichischen Generals Grafen von Neipperg und seines ganzen Stabes „hemdsärmelig und pfeifenrauchend läßig auf ihren Gäulen hängend dahergetrottet" beschloß die durchgreifende Bekehrung seines Vaters und auch die des Knaben zum „enragierten Preußenfreund". Köstlich ist das uns von Vierordt überlieferte Kriegstagebuch seines Vaters.

Vierordts Humor, der sich aus dem trockenen alemannischen Lakonismus allmählich befreite und eine starke Leuchtkraft gewann, setzt gern seiner Lebensbeschreibung schöne Lichter auf, wenn er von seiner Karlsruher Kinderzeit, seinen Knabenjahren in der steifdüsteren, aber bergumgrünten Bundesfestung Rastatt und dann in der „köstlichsten, erfrischendsten Stadt Badens", Freiburg mit den seltsamen Gestalten des Kalendermachers Alban Stolz und des Rechtsonkels Gerstlacher usw. erzählt. In seinen Karlsruher und Konstanzer Schuljahren wird er langsam flügge und seine ersten Verse in seinem später so liebend besungenen Wertheim am Main wenden sich gegen ein „Metzelsuppenlied" Uhlands. Humorvoll erzählt er auch von seinem großen, aus einer „ausgesprochen protestantischen Einsegnungsstimmung" entstandenen ersten Schauspiel „Gustav Adolf", „das wenigstens einen Vorzug hatte: es war in ungebundener Sprache geschrieben", und das er dann, um Plato nicht nachzustehen, verbrannte. Seine mutige Verteidigung Richard Wagners gegen all die vielen Querköpfe (obwohl er selbst kein Talent zum Klavierspiel hatte), sein dichterisches Flugblatt an die aus dem Feldzuge heimkehrenden Krieger, trugen ihm manche Fehde ein. Für die von ihm als einzigem gelöste seltsame Klassenaufgabe des Religionslehrers Pfarrer Maurer, den Siegesgesang der Deborah in moderne deutsche Verse zu übertragen, eine „dichterische Holzspaltersarbeit", bekam er aber gar einen Einser.

Hier schon lernte er Viktor von Scheffel kennen, seinen späteren Freund, von dem er uns ein lebenswahres, menschliches Bild gegeben hat. Auch unser liebes Nürnberg sah er auf einer Reise zum erstenmal, „dessen trauliche, deutsche Altertümlichkeit" übte einen „überwältigend tiefen Eindruck auf mein jugendliches Herz". Im Sommer 1877 ward er „endlich in gesetztem Schüler-Greisenalter von 21 Jahren mit dem Zeugnis der Reife zur Hochschule entlassen" unter der Bedingung, daß er seine schlechte Mathematik durch fleißige Privatarbeit künftighin nachholen werde. Das hat er freilich nie getan und zeigt auch keinen Kummer darüber. Als Lohn durfte er seine erste Weltreise machen, nach England und Schottland, aus der er für seine späteren Dichtungen viel Anregung gewonnen hat.

Er studierte in Heidelberg, Leipzig, Berlin und wieder in Heidelberg. Von der Studentenzeit und auch von seinem einen recht gemütlichen Soldatenjahr entwirft er anschauliche und muntere Bilder. In Berlin kam er zu Treitschke, der ihn hoch begeisterte, durch einen Zufall in nahe Berührung und spätere Freundschaft: er „rettete ihn" aus der verzweifelten Lage, daß der taube Geschichtsforscher in einer auf ihn einredenden Volksmenge sich nicht helfen konnte und ohne den dazukommenden Vierordt fast erschlagen worden wäre. In Kissingen sah er zweimal Bismarck und hörte ihn Ansprachen halten, den mächtigen, riesenhaften Mann mit seiner ganz hohen Stimme. Manteuffel war in seinem Elternhause, Moltke in der Nähe einquartiert. „Solange mir die Augen offenstehen", bekennt Vierordt, „werde ich mich glücklich preisen, daß es mir vergönnt war in derselben Stadt mit einem Bismarck, einem Moltke, einem Treitschke dieselbe Luft atmen zu dürfen".

Zu vielen zeitgenössischen Dichtern trat er in Beziehung, so zu Freytag, Roquette, Bernays, Schönaich-Carolath, Hansjakob, Richard Voß, Heyse, Allmers, Schack, Wilhelm Raabe. Mit dem Mirza-Dichter Bodenstedt und mit Scheffel verband ihn enge Freundschaft. Längere Zeit verkehrte er auch in der Familie Freiligraths, dessen Dichtungen noch in Vierordts 1880 erschienenem erstem Gedichtbande stark nachklingen, und Justinus Kerners, der ihn in der Ballade beeinflußt hat. Von Große entwirft er uns ein abschreckendes Bild. Auch Böcklin und Haeckel hat er kennen und bewundern gelernt.

Auf allerhöchsten Wunsch dichtete Vierordt 1881 ein Festspiel „Die Kranzweihe" (1882 erschienen) mit dem Grundgedanken: Bodensee, Rhein und Murg, Feldberg, Belchen und Odenwald wirken und weihen den Jubelpaaren Kränze zur Huldigung. Die Aufführung in Karlsruhe, in die viele, vor allem auch fürstliche, Köpfe sich mischten, war „ein Unheil". Scheffel schrieb, daß die Dichtung „in schwungvoller Reinheit der Form und der Gedanken mehr vom elementaren Walten der Naturgeister als von den Galauniformen und dem Parkettboden eines Museumsballes in sich verspüren läßt." Vierordt war durchaus kein Salonmensch, trotzdem hat er den Hofrattitel erhalten.

Schon in seinen 1880 erschienenen ersten „Gedichten" und noch mehr in den „Liedern und Balladen", die 1885 folgten, zeigt sich eine starke Formbeherrschung und eine damals als ganz neu empfundene Frische, Flottheit und Gedrungenheit des Ausdrucks.

In den „Neuen Balladen" 1884 (vermehrte Auflage 1900) finden sich Stücke von solcher Anschauungskraft und inneren Größe und Wucht, daß man die Forderung erheben muß, ihn zu einem neuen Klassiker des deutschen Schullesebuchs zu machen. „Normannenbelehnung" — der Papst belehnt die Normannen zwangsweise mit allem, was sie wollen —, „Nordischer Bauernstolz", eine mächtige Kolumbus-Ballade, die russische Balladentrilogie „Die Lüge vom Glück", „Der Hexengeiger", „Der Jäger von Hersfeld", „Die Tuilerienkinder", die wuchtige Ballade von „Camoens" verraten schon mit ihren Titeln, welche Fülle von großem Ereignis hier Gestalt wird. Hierher gehören auch seine schönen „Vaterlandsgesänge", aus denen sich für die neue deutsche Jugend Schätze gewinnen lassen.

Die „Akanthusblätter" erscheinen zuerst 1888; Schiller und Hölderlin in ihrer reinsten Musikalität glaubt man fortgesetzt zu erleben. 1925 sind die „Akanthusblätter" gereinigt und bereichert neu erschienen. Eine vollendete Plastik und Gegenwartsnähe bei strengster Form, mit jugendfrischem Geist ganz aus dem Moment geschaffen, springt uns überall entgegen, zumeist weise pointenlos.

Auch die „Fresken" (1901) sind ganz gegenwartsnah. „Tanzmusik schallt aus dem Bauernkruge . . . als wär drin ein Mühlwerk, so klappert es nun von groben, nägelbeschlagenen Schuh'n", er rät dem heutigen Geschlecht der alten Wikinger, lieber Meerdrachen zu bändigen als zu tanzen.

In den „Gemmen und Pasten" (1902) lebt Italien in blutwarmer Beschaulichkeit und farbiger Frische, majestätisch wie in den „Dioskuren" oder in entzückenden Genrebildern „Am Brunnen", „Römische Fischkneipe", „Kinderköpfchen", und Liebesgedichten „Die Erosbüste", „Das belauschte Bad", „Göttertoilette". Weitere Bände sind dann die „Meilensteine", „Kosmoslieder", „Grotesken", ein „badisches Heimatbüchlein" und „Deutsche Ruhmesschilder und Ehrentafeln", auch diese wichtig für die heutige Jugend. Nie ist Vierordt langatmig oder trocken, selbst in seinen religiösen Dichtungen „Sänge der Seele" ist nichts von Kanzel, alles frisches Erlebnis und volkshafte Anschauung, Rilke nimmt sich daneben wie eine Ausgeburt von Spitzfindigkeiten aus. Die ganz hellplastische „Flucht nach Aegypten", in der selbst der Große Pan als großer Kinderfreund sich der Frau Himmelskönigin vorstellt, „Münsterstilleben", „Blumenmosaik", „Des Kindes Heiligkeit" gehören zum Schönsten, was wir haben. So frisch ist das alles.

Die von Fulda zusammengestellte Auswahl von Vierordts Gedichten ist für uns noch zu eng. In seiner Ursprünglichkeit, seiner großen Empfindungs- und Darstellungskraft, seinem geprägten Ausdruck und sprachschöpferischen Geiste gehört er heute neben Uhland und Geibel, ja für uns ist er ihnen, und auch Freiligrath, oft überlegen.

starken zusammenfließend. Wohl dem, der sich aus seiner Dorfheimat, aus frühesten Kindertagen, den unvergleichlichen Blick aus stillem Bauernort, aus schlafender Gasse zu fast schwarzblauem Winternachthimmel voll Glanz und Märchenzauber bewahrt hat! Ihn befällt es mit Wehmut ob der verlorenen Jugendwelt, heiß und innig steigt es empor, feucht füllen sich seine Augen mit Perlen der Dankbarkeit, der reinsten Freude, des tiefsten Ergriffenseins, aber auch der kindlich-einfältigen Bewunderung für den genialen, echtdeutschen Geist des Erfinders dieser technischen Fabel.

Mir aber fällt ein Gedicht ein aus meinem Band „Hymne des Lebens", das in gestraffter Form stärker als alle Prosa das auszudrücken versucht, was der naturnahe Mensch, der allzeit ein Gotteskind geblieben ist, empfindet beim Anblick der heiligen Gestirne:

Winternacht

Der scharfe Nordwind sog die Lüfte trocken,
die Nacht war überklar und bitterkalt,
und heimlich sah ich durch den Fensterspalt
die blauen, lichtgefüllten Gründe locken.

Da war ich wieder dreizehn Jahre alt!
In meine Pulse kam ein leises Stocken,
ich trat hinaus und spürte tieferschrocken
der Sterne sinnbetörende Gewalt.

Und wanderte hinaus ins stille Land
mit barem Haupt und windverwehten Haaren,
die trunk'nen Augen steil emporgewandt.

So war die Winternacht vor vielen Jahren,
als jener Knabe vor dem Dorfe stand,
in Tränen betend zu den goldnen Scharen...

Doch zurück aus der Seligkeit erlebnissatter Erinnerungen in diesen Rundraum mit seinem künstlichen, aber so verblüffend wahrheitsgetreuen Sternhimmel! Was der Mensch sonst in einer langen, 8—16stündigen Beobachtungsnacht erkennen kann, das erfahren wir nun in wenigen Minuten. Es erscheinen die Planeten: Jupiter, der gelbe, Venus, die weißstrahlende, der heimtückischrote Mars, der bleichgraue, beringte Saturn, und Merkur, der seltene, von uns aber schon so manchesmal bei glückhafter Gelegenheit mit freiem Aug' beobachtete, umtanzt vor- oder rückläufig, immer quecksilbrig beweglich, die Sonnenscheibe. Ja, es sind echte Wandelsterne: Du siehst sie hier dahinwandeln unter den „festen" Sternbildern des Tierkreises, zwar wie sie infolge der Achsendrehung der Erde im Osten auf-, im Westen untergehend, dazwischen aber um ihre hohe Herrin, die Mutter Sonne, die seltsamsten Schnörkel und Schleifen ziehend. Und diese „scheinbaren" Bahnen, für den Laien sonst nur nach jahrelanger, mühseliger, bei Jupiter und Saturn erst nach jahrzehntelanger Beobachtung von Grund auf verständlich, erlebst du hier zusammengezogen in wenigen Augenblicken.

Auf besondern Wunsch wird uns noch der südliche Sternhimmel gezeigt; neue, am wirklichen Himmel unsrer Breite nicht mehr zu sehende Sternbilder tauchen auf. Wie bin ich stolz, die meisten von ihnen nach dem wohleingeprägten Kartenbild sofort nennen zu können! Dort das auffallende südliche Kreuz, hier Canopus, der leuchtkräftigsten einer! Aber an „unsern" Sirius reicht sein Ruhm doch nicht heran! Ob es uns vergönnt sein wird, die Sterne jener Breiten auch am wirklichen Himmel einmal zu erleben? Auch an den Nordpol lassen wir uns versetzen und sehen, wie sich jetzt alles um den scheitelrecht stehenden Polarstern dreht, ohne daß es für irgend ein Gestirn Aufgang oder Untergang gäbe.

Wir lassen zurückdrehen auf unsern 50. Breitegrad: sieh nur: jetzt dringt zur Linken ein bleichendes Schimmern aus geheimnisvoller Tiefe! Das ist die erste Morgendämmerung, der früheste Tagesbote. O weh, die lieben Sternlein erblassen, nur die paar Strahler erster Größe behaupten sich wacker in der emporbrängenden Lichtflut. Doch auch ihre Zeit ist gezählt: sie erlöschen, zuletzt die sterbend noch triumphierende Venus, der edle Morgenstern, und schon geht die Sonne auf, hier natürlich nicht in ihrer wahren Kraft, die unser Auge blenden müßte.

Einen gar herrlichen Traum haben wir ausgenossen bis zur Neige. Wie trunken verlassen wir nach den letzten Worten des Sternmeisters, ihm dankbar die Hand schüttelnd, den Halbkugelsaal und wandern durch die mailiche Lichtfülle des Parkes, auf knirschendem Kiieswege zwischen zwei gradgeschnittenen Heckenwällen, nach Hause. Fest ruht in uns der Vorsatz, das nun noch klarer verstandene Urgesetz der Sternwelt trotz blinder Großstadtnacht und elektrischer, sehnervenbeizender Lichtreklame uns wieder mehr als bisher zueigen zu machen.

Und das ist und bleibt der unschätzbare Zweckwert des Planetariums. Ihr aber, Bürger des Dritten Reiches, das seine Menschen wieder hineinstellen will in den Kosmos, festgegründet auf deutscher Erde, sie wieder hineinwachsen lassen will in die Zusammenhänge göttlichen Urgeschehens: Eilet herbei, Bauern und Arbeiter, Handwerker und Geistschaffende! Seid stolz doch, ihr im Südwesten, auf dieses einzigartige Kunstwerk triumphierender, deutschgrübelnder Gründlichkeit, genießt es mit der Sinnenfreude von Kindern und seid gewiß: Keiner, auch der Ungeschickteste von euch nicht, wird unbereichert von dannen ziehen. Und — wer das Planetarium einmal von innen gesehen hat, ihn verläßt nimmer die Sehnsucht, es ein zweites, drittes Mal wieder zu — erleben!

Das Mannheimer Planetarium

Von Friedrich Singer

Schon viel ist über das Mannheimer Planetarium geschrieben worden: ich aber will hier keine Beschreibung geben. Denn was sind alle Dinge dieser Welt, wenn wir sie nicht mit dem Singen und Schwellen unsres Blutes, mit der nach Glück zitternden Sehnsucht unsrer ureigensten Seele füllen? Nur unser mitschwingendes Erlebnis, das wir in die Gegenstände dieses Daseins legen, macht sie uns lieb und innig vertraut.

Schon lange war es mein glühender Wunsch gewesen, das Planetarium, von dessen Wundern ich aus der Ferne viel gehört hatte, kennen zu lernen. Mir, einem alten „Sterngucker", der in seiner Knabenzeit den blühenden, ach, so schmerzlich unerfüllbaren Traum gehegt, einstmals Astronom zu werden, war es natürlich nicht darum zu tun, den Wandel der Gestirne erklärt zu bekommen. Wesen und Wirken der Sternwelten ist in einer lernbegierigen Jugendzeit unvorstellbar tief in mein Blut eingegangen. Nicht umsonst saß ich damals — ein Vierteljahrhundert mag es heut her sein — in meinen Ferien über Büchern und Plänen und zeichnete, zirkelte, maß und rechnete mit kaltem Kopf und lustvoll fiebernden Pulsen. Denn niemand half mir die Geheimnisse der Lichtkörper enträtseln, ich mußte mir alles mühsam selbst zusammensuchen. Aber wenn auch aus dem größten Erlebnis meiner Jugend nicht die erhoffte Frucht gezeitigt wurde: Eines habe ich mir bewahrt aus dem ungezügelten Erkenntnisdrang vorwärtsstürmender Jugend: Die hohe Ehrfurcht vor den urgewaltigen Dingen unsres Weltalls!

Aber eben deshalb konnte ich auch nicht glauben, daß man das alles, dieses ungeheuer verwickelte Ineinandergreifen von Bewegungen verschiedenster Art, nun künstlich darstellen könne! Mein Innerstes sträubte sich gegen den Gedanken, daß es möglich sei, dem Großstadtmenschen einen Ersatz zu geben für die ihm verlorengegangene Unschuld naturhafter Schau. War das nicht eine Sünde der Technik wider den heiligen Geist gottverbundener Allnähe?

Hörbar pochte deshalb mein Herz vor Erwartung, als ich über die sanftgewölbte Adolf-Hitler-Brücke in den maigrünen Luisenpark einbog. Richtig: schon erblicke ich ein halbkugelig geformtes, stumpfrot getöntes Dach zwischen dem frischgrünen Laube der uralten, reckenhaften Platanen und Linden, Ulmen und Eichen. Aus glattgeschorner, schimmernder Rasenfläche erhebt sich das einfache Gebäude; sechs schlanke Viereckpfeiler tragen die flache Decke der schlichten Vorhalle, die den Eintretenden mit stimmungsvollem, zart abgestuften Blau umfängt. Bald stehen wir im Kuppelsaale, der mit einem Durchmesser von 25 Metern sich wie ein richtiges Himmelsgewölbe zu unsern Häupten breitet. Diese Halbkugelschale ist aus Beton gestaltet und mit weißen Leinwandbahnen von drei Meter Höhe ausgekleidet. Vier Gruppen von Stuhlreihen laden fast ein halb Tausend Besucher zu frommer Rast. Aber wo bleiben nur die vielen Mannheimer, die ihrer Vaterstadt durch die Tat danken, daß sie für 300 000 Mark dieses Wunderwerk deutschen Erfindergeistes, das einzige in solcher Vollendung in Südwestdeutschland, erworben hat? Leer, beschämend leer dehnen sich die Stuhlreihen, mit meiner Familie bin ich heute der einzige Besuch, und vergebens starrt der vorführende Sprecher nach dem Eingang: Heute zeigt niemand mehr Interesse! Ob es denn immer so trostlos aussieht? Nein, an den Sonntagen ist der Besuch im allgemeinen zufriedenstellend; auch finden alljährlich Vorführungen für die gesamten Schüler der Volksschul-Oberklassen statt. Das meiste Interesse zeigen allerdings diejenigen, von denen man es am wenigsten erwarten würde: Unsre armen Arbeitslosen, denen kostenlose Vorträge eingeräumt sind. Mit echter Begeisterung sind sie noch jedesmal zu diesen Feierstunden herbeigeströmt!

Unser Geplauder mit dem jungen Mann, der die heutige Vorführung übernommen hat, ist verstummt. Um so neugieriger schauen wir und unsre Kinder nach der Saalmitte. Da fällt unser Blick auf ein mächtiges Gestell, den Zeißprojektor, einen Koloß von 34 Zentnern, in den 119 Apparate nach kunstvoll ausgeklügelten Systemen eingebaut sind. Auf vier Rädern kann er in zwei Schienen laufend hin- und herbewegt werden, um den Platz freizumachen für Lichtbildervorträge. Ein eisernes Gerüst in Gitterkonstruktion trägt den geschützähnlichen Lichtwerfer, der doch auch wieder einer Hantel mit zwei schweren Bleiknollen — ins Riesige gesteigert — gleichkommt.

Doch wir zerbrechen uns vergebens die Köpfe über die Art der Wirksamkeit dieser merkwürdigen Dinge: Schon klatscht der Verwalter hinter uns in die Hände und bittet um Aufmerksamkeit. Mit peinlicher, pflichtbewußter Sorgfalt und warmer Liebe zum Werk läßt er seinen Vortrag vom Stapel gehen, als habe er ein volles Haus vor sich und nicht fünf Personen. Das grelle elektrische Licht erlischt, und tiefe Dunkelheit erfüllt mit lautloser Spannung den Rundbau. Und plötzlich glimmt über uns Großstädtern ein Prachthimmel auf, ein Firmament voll göttlicher Schöne, ein strahlendes Lichtmeer, Stern bei Stern, große, kleine, mittlere, Hunderte, scheinbar sogar Tausende von flimmernden, zarten und allerschwächsten Leuchtpunkten, und — o Wunder! — dort zieht, im Süden beginnend, die reinweiße Milchstraße über uns empor, aus zwei breiten Armen in einen schmäleren, aber glanz-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der geschichtliche Raum der Pfalz

Von Leopold Reitz

Der geschichtliche Raum der Pfalz ist nicht Provinz wie ihr geographischer Raum, sondern weit offener Bereich, wo der starke Wind großen nationalen, ja europäischen Geschehens aus der Vergangenheit in die Gegenwart, in die Zukunft weht. Wir Pfälzer sehnen uns aber nicht hinaus in irgend eine Windstille, denn das gespannte Leben, die Haltung der Bereitschaft hier an der Grenze, ist uns zur zweiten Natur geworden. Eine gewisse Fruchtbarkeit, wie sie dem landschaftlichen Raum eignet, zeichnet auch den geschichtlichen Raum aus: Grenzland, Land an der Schicksalsgrenze, Westmark. Das landschaftlich Heitere ist mit dem schicksalhaft Seelischen verbunden, zur Figur des Jägers aus Kurpfalz geworden, dem mythischen Gesamtausdruck der Pfalz. Sein trinkfrohes Lied heißt: „Juja, gar lustig ist die Jägerei", aber sein Wappen ist der Löwe mit blutigroten Krallen, aufgerichtet zur Wehr gegen die ewige Drohung von Westen. Wenn wir den Weg des geschichtlichen Raums der Pfalz durchmessen, können wir nur bei den wesentlichen Stationen länger verweilen. Limburg, Trifels, Ebernburg, Speyer sind solche Stationen. In diesen Namen, in diesen Wahrzeichen, ist das Geschichtliche Mythos geworden. Mögen die Burgen auch noch so beherrschend über dem Lande thronen, in unserem Herzen stehen sie noch ragender.

Im Werden und Vergehen der pfälzischen Burgen spiegelt sich große Reichsgeschichte wider; Burgenschicksal ist Reichsschicksal. Auf Schloß Landeck hat der Merowinger-König Dagobert I. residiert, von wo aus ihm bei einem Aufstand seiner Edelinge durch einen Bauern der Weg zur Flucht gezeigt wurde, welcher Hilfe der König dankbar in seinem Testament gedachte, also daß er den Bauern den Haingeraide-Wald vermachte für ewige Zeiten. Nach dem Glauben des Volkes fährt der gute König Dagobert noch heute mit seinem Geißbock-Gespann auf den Landauer Markt oder marschiert mit seinen Kriegern auf der Heerstraße zum Rhein.

Auf der Limburg bei Dürkheim saß Kaiser Konrad II. Doch als sein Sohn sich auf der Hirschjagd zu Tode stürzte, ließ er die Burg in ein Kloster verwandeln, dessen Grundsteinlegung mit der des Speyerer Domes durch den Kaiser am gleichen Tage geschah.

Aber wo ragt in deutschen Landen eine Burg, dir ebenbürtig, Kleinod des Reiches, mein stolzer Trifels. Des Reiches beste Mannheit und edelste Jugendblüte schritt durch dein Tor. Barbarossa, der Herrscher der Welt, hat in deinen Mauern gerne geweilt. Noch heute muß man ihm allda nächtlich sein Bett bereiten. Du warst die Schatztruhe des Reiches und hast Szepter, Reichsapfel, des Kaisers Schwert und Krone, seinen Mantel und seinen Rock geborgen. Du hast schon den unglücklichen vierten Heinrich gesehen in seiner Trauer über Bannfluch, über Abfall der Fürsten und des eigenen Blutes. Du warst Staatsgefängnis und Kerker für Abtrünnigkeit und Untreue. Richard Löwenherz lag zehn Monate in dir gefangen, bis ihn Blondels Lied gefunden. Heinrich VI. hielt hier festlich Hof, „wo einst im zieren Pfauentritt bei Harfenschall und Minneweisen des Kaiserhofes Reigen schritt". Der Hartgemute zog von hier aus gen Italien, Konstanzes Erbe wieder zu gewinnen: „Ahi, wie sah man Tücher winken, als hie am zwölften Maientag bei vieler tausend Helme Blinken der sechste Heinrich Abschied pflag." Die kriegsgefangenen sizilianischen Großen, teils gräßlich durch Blendung bestraft, schmachteten in des Trifels Verließen. Gold und Kleinodien, der Kriegsfahrt Beute, auf 160 Saumtieren über die Alpen geführt, wurden auf dem Trifels geborgen. In der Burgkapelle hat der Sohn Friedrichs II. als römischer König dem Vater Treue geschworen und sie dennoch gebrochen. Hierher flüchtete der Abtrünnige vor des Vaters strenger Strafe, die ihn hart zu treffen wußte, daß er im Gefängnis starb. Der Trifels hat all' die kommenden Kaiser gesehen, Wilhelm von Holland, Richard von Cornwallis und Rudolf von Habsburg, der die Reichsinsignien nach Schloß Kyburg in die Schweiz entführte, bis Adolf von Nassau sie wieder zurückbringen ließ. Ludwig der Bayer hißte wohl des Reiches Banner auf dem Trifels, aber bald darauf verpfändete er die schicksalsgewaltige Feste schnöde an den Pfalzgrafen. Des Trifels Herrlichkeit sank mit der des Reiches dahin. Die wilden Bauern haben die Burg geplündert, die Spanier, Schweden und Kroaten haben sie vollends geschändet, die Franzosen der Reunionskriege fanden nichts mehr zu tun. Dennoch, Trifels, bist du uns heute noch Hort und Hoffnung auf glückliche Zeiten.

Die Kaiserstadt Speyer

Ich nenne den Namen Speyer mit seinem neunhundertjährigen Kaiserdom. Er hat sie alle gekannt, die Pfälzer, die durch sein Portal zu ihm hereingekommen sind und die nun längst im Grabe ruhen. Er sah die Ritter und Fürsten, die in seine Stadt zu den vielen Reichstagen eingezogen sind. Er hat viel Not erlebt und seine ragenden Türme hatten die erste Kunde davon, als damals die Franzosen die Städte Heidelberg, Mannheim und Worms in die Luft feuerten. Die Feinde haben seine eigene Stadt zu einem Schutthaufen gemacht, und als man die Habe der Speyerer Bürger in seinen feuerfesten Mauern in Schutz gebracht hatte, mußte der Dom das Gräßliche erleben, daß man ihn selber in Brand steckte. Das geschmolzene Erz der Glocken tropfte wie Tränen herunter. Der Dom hat schon als Kriegsgefangenenlager gedient und als Pferdestall, er sollte schon auf Abbruch versteigert zu einem Steinbruch werden. Aber das Schicksal fügte es immer wieder zum Guten; er stand mit seinen Mauern verwachsen mit den Fundamenten der deutschen Pfalz. Unvergänglich wie der Glaube an den Höchsten, dem er dient, ist der Dom von ewiger Dauer. Wie ein Gebirgsstock türmt er sich auf mit vier Türmen, zwei mächtigen Kuppeln und einem riesigen Längsdach. Wer das heilige Wort Deutschland recht mit Würdigkeit aussprechen will, muß mit ehrfürchtigen Schauern im Königschor des Domes geweilt haben, wo acht deutsche Kaiser und drei kaiserliche Frauen und eine Prinzessin schlafen. Einmal die Herrscher einer Welt, haben sie nun vorlieb genommen mit dem Raum ihrer Steinsärge, acht Schuhe lang und vier in die Breite. Wir lesen die Namen der Toten, die einst das Schicksal eines Volkes bedeuteten. Da liegt Kaiser Konrad II., einem pfälzischen Grafengeschlecht entsprossen, der den Grundstein zum Dom gelegt hat. In stiller Eintracht ruhen hier nebeneinander, die sich im Leben Todfeind waren, die Gegenkaiser Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich. Bei Göllheim in der Pfalz fiel Kaiser Adolf in der Schlacht gegen Albrecht; aber auch dieser kam bald darauf durch Mörderhand zu Fall. Der neue Kaiser ließ die beiden zu gleicher Stunde in Anwesenheit der verwitweten Fürstinnen mit großer Pracht bestatten. O, daß damit die Feindschaft unter den Deutschen auf immer zur Ruhe gekommen wäre! Aber noch für eine schrecklichere Zwietracht mußte der Dom den Frieden seines Grabgewölbes stiften. Die Unversöhnlichen, Vater und Sohn, kamen hier nachbarlich zur Ruhe, Heinrich IV., der unglücklichste aller unglücklichen deutschen Kaiser, und Heinrich V., dieser unnatürliche, entartete Sohn, der seinem Vater die Treue der Fürsten stahl und die Krone, der ihn gefangen hielt und ihn in Armut verkommen ließ. So hat der vierte Heinrich, der Sieger in mehr als sechzig Schlachten, an seinen Bischof in Speyer geschrieben: „Ich bin der Höhe heruntergestürzt und elend geworden. Siehe, so gib mir eine Pfründe im Dom zu Speyer, den ich gebaut, damit ich nicht Hungers sterbe. Ich kann ja lesen und schreiben und noch zu Chore dienen. „Auf das Betreiben seines Sohnes von der Kirche ausgestoßen, starb er arm und verlassen und kein Priester durfte ihn bestatten. Er stand vier Jahre lang auf einer Insel im Rhein, ein frommer Pilger nur hielt mit seinen Gebeten bei ihm aus. In der Stunde seines Todes hatte er seinem Sohn Schwert und Ring übersandt und dazu geschrieben: „Dies ist deine ganze Erbschaft, ich hätte dir mehr geschickt, wenn du mir mehr gelassen hättest." Als der tote Kaiser endlich nach Speyer gebracht wurde, ging ihm das Volk unter Weinen und Beten in großem Zuge entgegen und trug ihn in den Dom; aber der Bischof durfte die Leiche nicht einsegnen. In der St. Afra-Kapelle lag sie in einem Steinsarg 4 Jahre lang unbegraben, Die Speyerer Bürger kamen täglich und beteten für den teueren Toten. Endlich schlug dem Sohn das Gewissen und er suchte durch ein Begräbnis von unerhörter Pracht wieder gutzumachen, was er an dem Lebenden verbrochen hatte. Das Volk hat sich an ihm gerächt mit der immerwährenden Rache einer Sage, welche lautet: „Heinrich IV. kam unerkannt als Bettler in Speyer an und starb in einer Hütte der Vorstadt. Da fing die große Kaiserglocke im Dom von selber zu läuten an und alle fünfzig Glocken der Stadt fielen mit ein. Das Volk lief zusammen und rief: Der Kaiser ist gestorben, weiß niemand, wo der Kaiser starb?; denn immer war es so, daß die große Domglocke wunderbare Kunde hatte vom Tod der Kaiser. Als später Heinrich V. in seinem prunkerfüllten Palast zu Speyer, umgeben von allen Großen seines Reiches, zu sterben kam, hat plötzlich von ungefähr das Armesünderglöckchen zu wimmern angefangen und das Volk trat auf die Gassen und fragte: Wer wird denn hingerichtet heute?

Die drei übrigen toten Kaiser sind: Der ermordete Philipp von Schwaben, der kriegsgewaltige Rudolf von Habsburg und Heinrich III., dessen Szepter reichte von Italien bis Jütland, von den Pyrenäen bis zur Weichsel.

Kein Wunder, daß in den Herzen dieser Toten, umhegt von Liebe oder angeglüht von Haß, die Sage reiche Wurzel schlug, daß mit ihren geheimnisvollen Blumen der Dom schier zugerankt steht. Eine der schönsten lautet so: Hindonnert der Rhein unter wolkenüberjagtem Himmel. Vom Kaiserdom fallen zwölf dunkle Schläge in die Nacht. Da trat zum Fährmann an der alten Linde eine hohe, mantelvermummte Gestalt und forderte Ueberfahrt. Sieben andere, in derselben Tracht, tauchten aus dem Dunkel und stiegen in den Nachen. Kaum hatte der Schiffer die Ruder eingelegt, hui, waren sie schon drüben. Ehe sich der Fährmann auf sich selbst besonnen, waren die Fahrgäste verschwunden. Die vierte Nacht darauf dringt der Ruf: Hol über! in des Fährmanns halben Schlummer und er fährt los. Kaum angelegt, treten die acht Gestalten wie Schatten lautlos in den Kahn. Es will den Schiffer bedünken, als wäre unter ihren Mänteln ein Geklirr von Schwertern zu hören. Pfeilschnell schießt der Kahn zurück, ein jeder gab dem Schiffer seinen Lohn, dann waren sie wie Nebel zerronnen. Als er sein Handgeld besah, waren es Goldstücke mit den Bildern der alten Kaiser. Wie vom Sturmwind nach Westen getragen ist anderen Tages die Kunde gekommen, Napoleon geschlagen. Verfallen und alt in seiner Kutsche hockend, flüchtete er auf der Kaiserstraße durch die Pfalz, hinter ihm die Trümmer seiner Heere. Die acht Kaiser waren aus ihrer Gruft gestiegen zur Völkerschlacht bei Leipzig.

An einem Weihnachtstag des Jahres 1146 war Kaiser Konrad III. mit seinen Fürsten und Rittern im Dom zum Gottesdienst versammelt und der wortgewaltige Prediger Bernhard von Clairevaux hielt das Hochamt. Plötzlich, wie von göttlicher Eingebung bezwungen, unterbrach er die heilige Handlung und forderte in so hinreißenden Worten zu einem Kreuzzug auf, daß der Kaiser und alle, die mit ihm waren, wie aus einem Munde riefen: Gott will es! Und sie ließen sich vom heiligen Bernhard das Kreuzzeichen an die Kleider heften. Ueberwältigt von der Stunde trug der Kaiser auf seinen Armen den Gottesmann aus dem Dom.

Wir gedenken auch der beiden Burgen des letzten Ritters Franz von Sickingen. Vor allem der Ebernburg, wo Sickingen geboren und erzogen wurde, dieser Herberge der Gerechtigkeit, wie sie Hutten geheißen, der hier einen Unterschlupf fand, von wo aus seine Flugschriften wie Sturmvögel ins deutsche Land flogen, wohin einmal die Augen von ganz Deutschland gerichtet waren, weil man in Sickingen den heimlichen Kaiser sah. Aber die Feste Landstuhl sah diese Hoffnung sterben. Drei deutsche Fürsten belagerten Sickingen und ihr grobes Geschütz zerschlug die Einheit des Reiches, die hätte werden können. Sickingen, das edle Blut, starb vor den Augen seiner Feinde, das beste Herz des Vaterlandes hatte aufgehört zu schlagen.

Und noch einmal war es eine pfälzische Burg, auf welcher der Traum der deutschen Einheit geträumt wurde. Dreihundert Jahre später, 1832, wurde auf der Kästenburg das Hambacher Fest gefeiert, der Tag, von dem Siebenpfeiffer sagte: Er wird als Geburtstag der Nationaleinheit und der europäischen Gesamtfreiheit mit goldenen Lettern in der Weltgeschichte glänzen. Sind die Burgen auch zerbrochen, so stehen sie noch als Ruinen in ihrem steilen Trutz als Wappenknechte und Helfer unseres Glaubens und Wollens.

Der geschichtliche Raum der Pfalz erlebte die tragische Szene des Rückmarsches der deutschen Armee, des Einzugs der Gegner und der elfjährigen Besatzungszeit. Im Sternbild des vieltürmigen Domes schliefen neun Jahrhunderte ruhmreicher Rüstigkeit. Alle Plage und Bangnis, alle Bürde und Fron waren Wünschelruten, die Kraft der Gegenwehr heraufzubeschwören. Hab Dank du liebes Land, wir haben die Kraft deines Bodens gespürt. Die Wipfel deiner Forsten rauschten verklungene Zeiten herauf. Unter dem fremden Druck kelterten wir den guten Wein der Treue und Gemeinsamkeit. Möchte uns diese herrliche Wir-Beziehung gesichert bleiben. Wir ist ein Wahrwort, wir soll unser Wappenwort sein. Aus der Heimat ist der Ursprung. Leben wir fortan im Grunde!

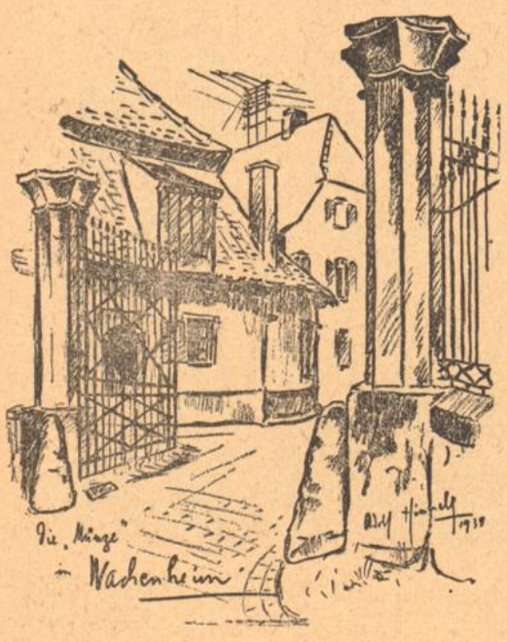
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die sonnige Pfalz

Von Adolf Himmele

Ruft nun von drüben das Land rechts des Rheines den Willkommgruß den pfälzischen Brüdern zu, wenn das große Fest des badisch-pfälzischen Heimattages sie vereint, so ist das nicht nur „Werbung" für all das Große an Erleben und Gewachsenem hüben und drüben — es ist der Zusammenklang einer gutnachbarlichen Brüderschaft am Rhein.

Einer lernt den anderen kennen, einer lernt vom anderen, jeder hat hüben wie drüben seine Besonderheiten, Eigenheiten, Kostbarkeiten. Darum wird man den Pfälzer nicht überheblich finden, wenn er aus dem „Garten Gottes" kommt, wenn er auf sein Land stolz ist, das



Die Münze in Wachenheim

seine Dichter gar „das Paradies" genannt haben. Und immer noch muß man es sagen, daß die schöne Pfalz noch längst nicht ganz entdeckt ist in ihren landschaftlichen Schönheiten, in ihrer Vielfalt und Erleben, an Volkstum und Brauchtum.

Die Badischen Nachbarn haben es früher verstanden, für ihr Neckartal, ihren Odenwald und Schwarzwald zu werben, vom Taubergrund im Nordosten bis zum Klettgau im Süden, von Heidelbergs Burgenromantik bis zum Roulettetisch Baden-Badens. Aber auch die Pfalz erhebt gleichen Anspruch, im gleichen Atemzug genannt zu werden. Wald und Wasser, Talidyllen und Bergkuppen, Obstkulturen und Rebhügel — ach, ja, unsere Pfälzer Rebhügel! — welche Sinfonie schwingt da nicht allein schon als landschaftliches Erlebnis!

Man braucht nur einen Schritt abseits der Hauptverkehrsstraßen zu gehen und ist erstaunt über die Fülle noch nicht gekannter Höhen, Berge, Täler, immer neuer Idyllen. Welche einzigartigen Ausflugsplätze, die zahllosen (es sind ja „nur" vierhundert!) Burgen und Ruinen und dann erst die malerischen Weinorte, Namen von Weinruhm und Weltruf.

Das „Pfälzer Lied" singt man überall im Reich, das Lied der Liebe für das Pfälzer Land. Es beginnt mit den stolzen Worten:

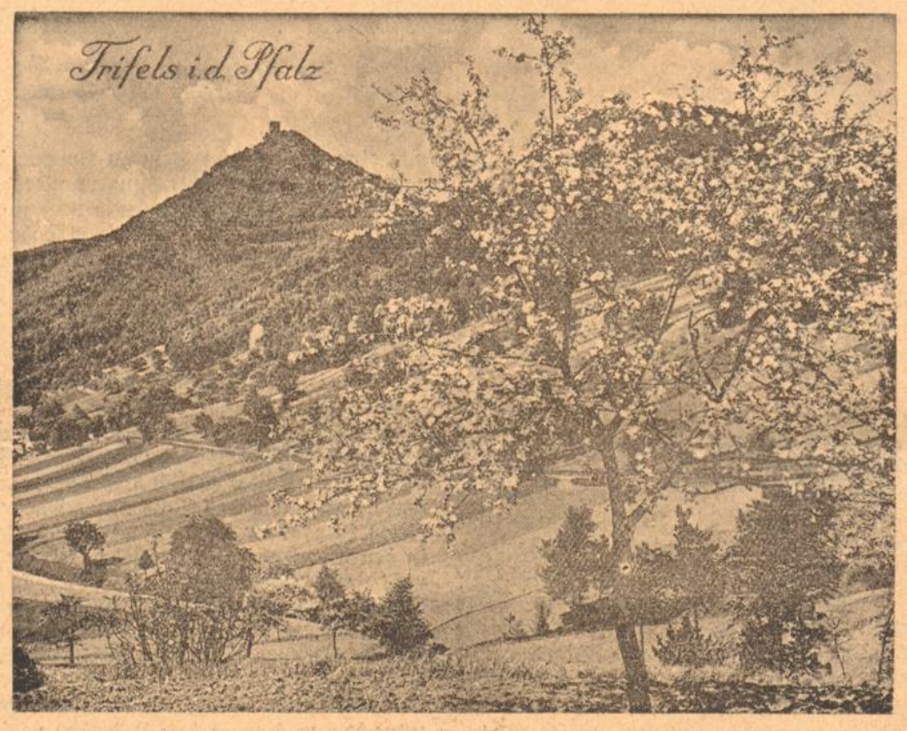
„Das schönste Land in Deutschlands Gauen
Bist du mein Pfälzer Land,
Wie herrlich bist du anzuschauen,
Du edle Perl im deutschen Kranz".

Auch der Badener hat sein Lied „vom Badnerland, Badnerland . . ." Heimat geht immer über alles, Heimat ist Kraft. Das „Pfälzer Lied" ist heitere Geographie:

„Bei St. Ingbert gräbt man Kohlen,
Um Bad Dürkheim wächst der Wein,
Auf der Haardt gibt's schöne Mädchen —
Ein Pfälzer möcht ich sein!"

Wollte aber die Pfalz ganz besungen sein, es müßte endlose Strophen haben. Nicht nur die Erde allein ist eine Hymne wert, auch der Himmel fügt sich ein in die Melodien. Steilen auch Wetterwolken über dem Rücken von Haardt und Westrich, so gehören die Tage des Jahres doch dem Sonnenleuchten, das für diesen Landstrich das so geläufige Wort von der „sonnigen Pfalz" eintrug und es zu einem Begriff schon machte. Liegt der Sonnenglast über Rheinebene, Bergen und Hügeln, so vollendet sich zum Schluß das schönste Erlebnis der Pfalz. Im Glühen der Strahlen kocht an den Stöcken der edle Pfälzer Wein. Welcher Fremde hätte noch nie vom Zauber der pfälzischen Weinlesefeste gehört! Wer wüßte nicht, den Duft seiner Blume, das Temperament des Pfälzer Weines zu schätzen! Der Pfälzer Wein ist ein toller Bursche, der es „in sich hat".

Gerade diese Tage gehören dem Wein, um den sich fast alles in diesem gesegneten Landstrich dreht, der jenes Fröhlichsein dem Volke gab, das mit Mühe und Sorge die Reife der goldenen Beeren umhegt und erwartet, wenn „der goldene Herbst gekommen..."



„Nun, da gekeltert und gemostet,
Sei euch mit „Neiem" zugeprostet,
Das Pfälzer Land, der Pfälzer Wein,
Die sollen hoch gepriesen sein!
Drum schmiert die Gurgel und den Hals!
Ruft: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!"

II

Aber vom Wein braucht man nicht lang und breit zu erzählen. Vom Obstgarten vielleicht, dem Landstrich der Vorderpfalz zwischen Haardt und Rhein? Von den Obstmärkten, vom Lockruf der Spargel, Gemüse, Erdbeeren, Zwetschgen und Kirschen? Feiert man in der Pfalz nicht die schönen Kirschblütenfeste — haben nur die Naumburger das Kirschfest für sich gepachtet oder muß man gar nach Japan deshalb reisen?

Die Pfalz ist das Reiseland immer mehr und mehr. Ihr Badener habt den Schwarzwald. Braucht ihr, brauchen wir in die Schweiz — auch der Hochtourist kommt in der Pfalz zu seinem Recht. Herüber in den Wasgau, das Dahner Felsenland bietet ihm genau dasselbe. Dort stehen Kletterfelsen neben Kletterfelsen. Besteige sie nur einmal, den Friedrichsfelsen oder Geierstein bei Lug. Bizarre Gebilde, kühne Klettertürme umwoben von Bergromantik. Gehe in die Südpfalz, in die Gegend hinter den Trifels — du wirst überrascht sein von dieser Landschaft.

Im Land zwischen Queich und Lauter starren im sagenumwobenen Wasgenwald Felszacken jäh ins Blau des Himmels, tragen auf schwindelnder Höhe Burgen und Ruinen. Ersteige den Trifels, Anebos und Münz oder jene Gruppe bei Dahn, Altdahn, Grafendahn, Tannstein und Neudahn, den Drachenfels bei Busenberg, jene Gruppe von Wegelnburg, Hohenburg, Löwenburg, bei Merzalben den Gräfenstein, bei Wilgartswiesen Neufalkenburg, die Willigartaburg und Falkenburg, bei Klingenmünster die Landeck, die Guttenberg bei Dörrenbach oder die schön erhaltene Burg Berwartstein bei Erlenbach — sind das nicht genug in einer Ecke? In der Mittelhaardt wandere hinauf auf den ragenden Kalmit, im Norden besteige den Gipfel des Donnersberges. Wanderer, auf in die Pfalz!

Und erst noch die Bäder und Badeorte nennen? Es gäbe einen Artikel für einen Verkehrsverein und die badischen Brüder würden vielleicht neidisch werden. Vom Rhein bis zur Saargrenze, von Germersheims Strandbad, von Bergzabern, von Neustadts Stadion bis zum Seeidyll von Geltersswoog bei Kaiserslautern kann sich „das Badeland Pfalz" sehen lassen und nicht ungehallt ist der Ruf selbst außerhalb der Grenzen der Pfalz verklungen: „Bade dich gesund in der Pfalz!"

III

Und erst wäre das nur das äußere Antlitz des Pfälzer Landes. Sein inneres Leben, Erleben erst. Die Pfalz ist Grenzland, Westmark. Geschichte steigt aus der Tiefe, aus Vergangenheit in die Gegenwart. Pfalzvolk ist Trutzvolk. Herzen urdeutscher Gesinnung schlagen in deinen Städten und Dörfern, Flecken und Weilern. Nicht nur Trutzvolk auch Trutzwall gegen fremden Einfluß jahrhundertelang. Kampferprobte Generationen, wachsamer Hüter gegen Westen. Unbesiegbar deine Dreieinheit von Geist, Blut und Scholle. Als endlich die Erlösung, Befreiung, das Dritte Reich kam — siehe, warst auch du Pfalz an erster Stelle der Front, Vorbild noch heute für viele Gaue.

Ragt mahnend der Kaiserdom von Speyer, so ersteht ein zweites Bild, ein anderes Fanal. In Nachkriegszeiten des nationalen Zusammenbruchs aus Pfälzer Herzen ein Schrei gegen Fremdherrschaft. Todesschüsse gegen Separatistenherrschaft. Lebendiger, lebendigster Geist hier an der Grenzmark am Rhein.

Und im Aufbau, Ausbau das gleiche Pfälzer Temperament, in Politik, in Kunst. In den Grenzlandspielen zu Queidersbach sprach trutziger Sickingengeist zum Volk. Zum Ernst gesellt sich der Frohsinn. Die Pfälzer Volksfeste sind weit bekannt. Der Dürkheimer Wurstmarkt (potztaus, wie man eben das „Riesenfaß" anstaunt!), die Neustadter „Winzinger Kerwe", der Billigheimer „Purzelmarkt", die Deidesheimer „Geisbockversteigerung", das Freinsheimer „Hahnenfest" und wie sie alle heißen.

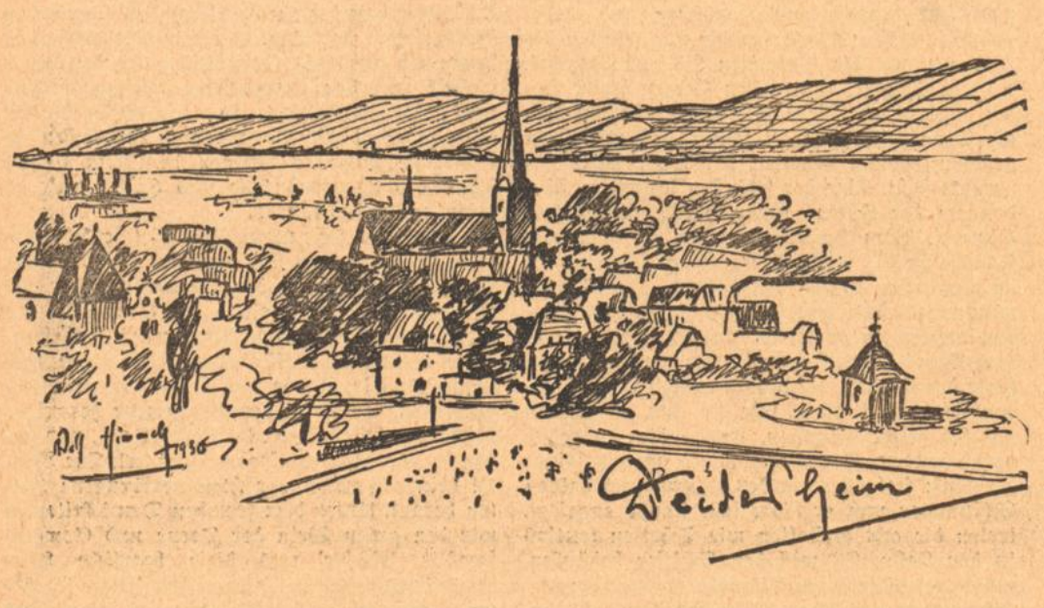
Die Pfalz war schon immer eine Volksgemeinschaft, wo der eine den anderen achtete und zu verstehen suchte. Und wiederum das „Pfälzer Lied":

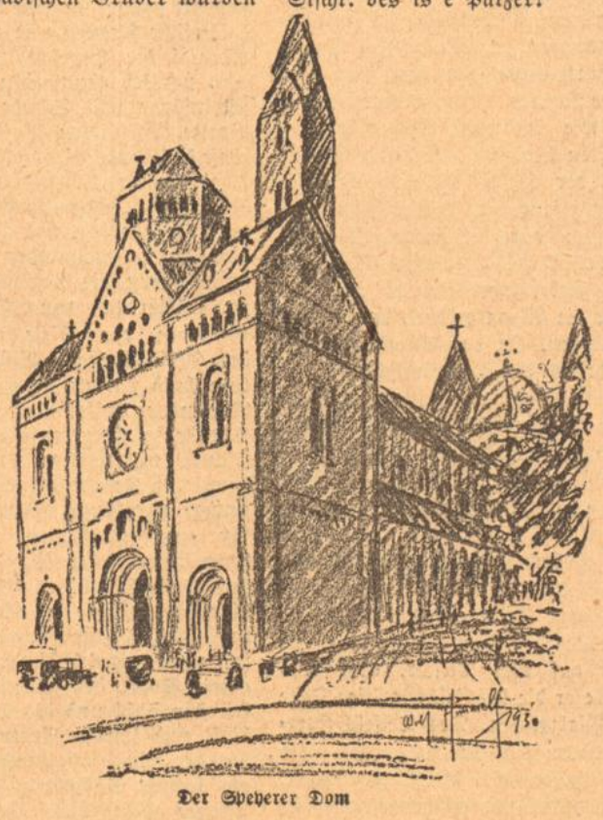
„Der Bürger und der Bauersmann,
Zivil und der Soldat,
Sie schauen einander freudig an
Und reichen sich die Hand".

Es bleibt der Pfälzer ein trefflicher Menschenschlag. Humor ist stets bei ihm, um ihn. Und wenn man ihn nur mit dem Weinglas in der Hand kennen will, so hat er in der pfälzischen Geschichte schon manchmal gewußt, was er mit einem tiefen Trunke alles für Politik machen kann. Nicht umsonst hat ein Wachenheimer den Zehnttrunk getan, den trinkfesten Prior doch noch unter den Tisch getrunken, um seine Landsleute von der Zehntlast zu befreien.

Was der Pfälzer für ein Kerl ist?

„Hell und pfiffig / Utzig und kniffig / keen Tag uhne Wertshaus / Krakehlig bis dortnaus / Jwwer alles räsoniere / bei jedem Wort dischbediere / Un — dorschdig wie e Mälzer / Sischt: des is e Pälzer!"





Der Speyerer Dom

Der Führer
HAUPTORGAN DER NSDAP GAU BADEN
DER BADISCHE STAATSANZEIGER
Karlsruhe, Mittwoch, 19. September 1934
8. Jahrgang / Folge 226
Einzelpreis 10 Pf.
Der Führer
NSDAP
Die Sowjetunion im Völkerbund
Abstimmung in der Völkerbund
durch den Nebeneingang...
Berufsheer in
erscheint in
Großformat

In wenigen Tagen erscheint

Der Führer in Großformat

Mit dem Großformat wird in der Verlagsgeschichte des „Führer" ein Abschnitt eingeleitet, der unserer Leserschaft eine Reihe weiterer Vorzüge und Annehmlichkeiten in der Zeitung bringen soll. Eine Anzahl Verbesserungen werden mit dem Großformat automatisch eintreten. Das Gesicht der Zeitung wird sich dem Leser harmonischer und ruhiger — und damit sympathischer — darbieten.

Der Aufbau desselben Lesestoffes kann organischer und einheitlicher wie im bisherigen Format erfolgen. Letzteres bezieht sich insbesondere auf die Einordnung des Bildmaterials in den Textteil, wobei die Beibehaltung von 4 Textspalten infolge der größeren Seitenbreite erhebliche Vorteile bietet.

Die hohe Leistung der neuen Rotationsmaschine (25 000 Exemplare in der Stunde bei 32 Seiten Umfang) ermöglicht unter Beibehaltung der bisherigen günstigen Erscheinungszeiten und Versandtermine eine Späterverlegung des Redaktionsschlusses, was einer weiteren Steigerung der Aktualität, bei der es oft auf Minuten und Sekunden ankommt, entspricht. Abgesehen von den weiteren Vorzügen und den Einzelheiten, wie die Auswahl eines ausgezeichneten Satzmaterials, die großartige Wiedergabe von Bildern, die vorteilhafte Anwendung des Zweifarbendruckes usw. usw., bedeutet das bevorstehende Ereignis der Inbetriebnahme der neuen Maschine mit gleichzeitiger Herausgabe des Großformats

eine Leistungssteigerung, wie sie nur bei den besten Voraussetzungen eines nach modernsten Gesichtspunkten eingerichteten technischen Betriebes unter Zusammenwirkung mit redaktioneller Höchstleistung möglich ist.

In Ergänzung unserer Beziehungen zu den besten Nachrichten-Agenturen der Welt und in Vervollständigung unseres Berichterstatter-Netzes tritt ab 1. Oktober im „Führer"

der größte internationale Auslandspressedienst

in Funktion, dessen Berichte in den sechs größten und bedeutendsten deutschen Tageszeitungen erscheinen. Diese Berichte können von anderen Zeitungen nicht übernommen werden. Damit ist die Gewähr für eine umfassende, aktuelle und aus erster Quelle kommende **Auslandsinformation** gegeben, die dem **„Führer" in der Auslandsberichterstattung eine besondere Note, ja eine Sonderstellung, einräumen wird.**

Mit der Herausgabe des Großformats wird die Sonntags-Unterhaltungsbeilage

„Der Führer am Sonntag"

die sich in allen unseren Leserkreisen größter Beliebtheit erfreut, weiter ausgebaut und erweitert. Im Interesse einer besseren Aktualität und angesichts der ausgezeichneten Bildwiedergabe der neuen Rotationsmaschine haben wir uns entschlossen, den bisher in der „Bildwochenschau" gebrachten Bilderdienst in die große braune Unterhaltungsbeilage zu übernehmen und die Bildwochenschau aufzulösen.

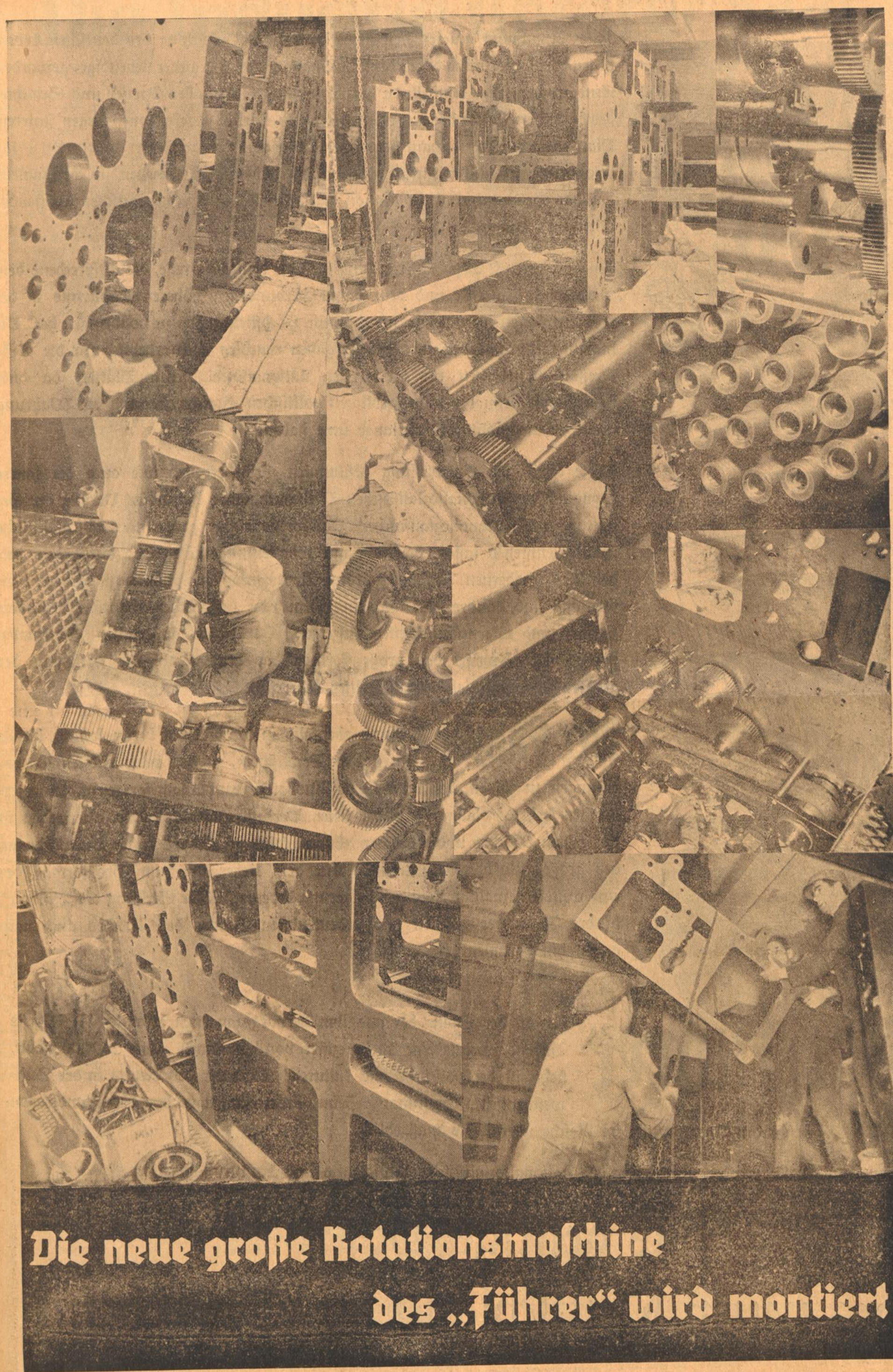
Die Sonntagsbeilage erscheint in einem Umfang von nicht weniger als 10 Seiten Großformat.

Das entspricht bei Berücksichtigung des größeren Formats einem Mehrumfang von 50 %. Der Inhalt wird auf der Grundlage der bisherigen redaktionellen Ausgestaltung weiter verfeinert, vervollkommnet und vervollständigt. „Der Führer am Sonntag" soll für Frau und Familie Muße und Erholung bedeuten. Er soll allen unseren Lesern, ob Hand- oder Kopfarbeiter, Entspannung vom Alltag und ungetrübte Wochenendstimmung bieten. Aus ihr soll Daseinsfreude und Lebensbejahung sprühen, als Ausdruck einer Zeit, die wieder Hoffnung und Lebensmut in die Herzen aller Deutschen einkehren ließ.

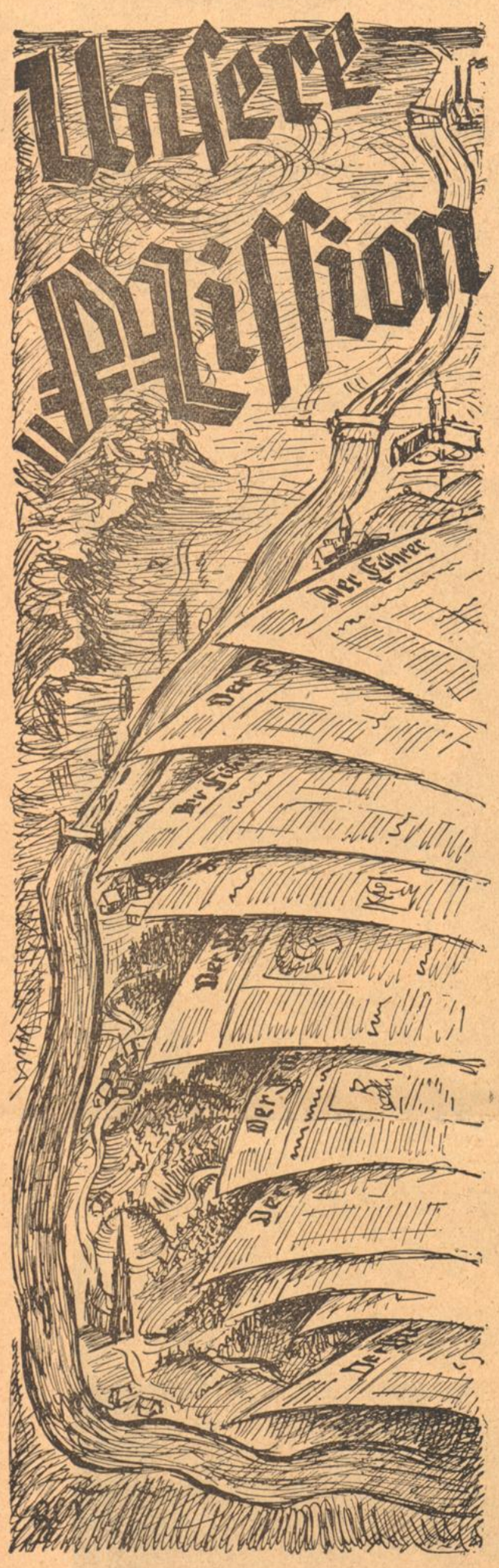
Mit der Einführung des Großformats und der im Zusammenhang damit erfolgenden weiteren Verbesserungen wird die Aufwärtsentwicklung des „Führer" nicht abgeschlossen sein. Sie wird dadurch in einer ihrer letzten Etappen nur eingeleitet. Immer und immer wieder wird uns im Verfolg der weiteren Ausgestaltung das nationalsozialistische Prinzip der Leistung und der Dienst an Leserschaft und Volk als Richtschnur dienen.

Der Führer

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



Die neue große Rotationsmaschine des „Führer" wird montiert



Der Rhythmus unserer Zeit ist bewegter, der Pulsschlag des deutschen Lebens ist seit der Umformung durch den Nationalsozialismus rascher, lebendiger geworden. Eine große geistige Umstellung hat sich vollzogen. In allen Kreisen und Schichten des deutschen Volkes hat die frühere politische Gleichgültigkeit einem regen Interesse Platz gemacht. Jeder schaut heute – ein Ergebnis der geistigen Revolution – mit besonderer persönlicher Anteilnahme auf das allgemeine Geschehen, im Bewußtsein, daß das Gesamtschicksal der Nation das Einzelschicksal jedes deutschen schaffenden Menschen bedingt.

Im Brennpunkt dieser Entwicklung steht die deutsche Presse, die entsprechend dem wachsenden Interesse und dem damit verbundenen höheren Bedürfnis in der modernen Berichterstattung nie gekannte Höchstleistungen zu vollbringen hat. Die hieraus entspringenden erhöhten Aufgaben wuchsen noch erheblich für die NS-Presse, insonderheit für die großen nationalsozialistischen Blätter, da diese neben dem Primat der maßgeblichen politischen Berichterstattung die Wahrung der erziehungspolitischen Belange inne haben.

Diese durch die Entwicklung bestimmten Erfordernisse, wie auch die innere Dynamik der nationalsozialistischen Weltanschauung haben im Verfolg der Gestaltung der nationalsozialistischen Volkspresse einige große nationalsozialistische Blätter entstehen lassen, die nicht nur rein leistungsmäßig und durch den zeitgemäßen, modernen Aufbau würdige Repräsentanten nationalsozialistischer Umformung sind, sondern die auch in ihrem rein äußerlichen Gepräge besondere Formen und Eigentümlichkeiten aufzeigen. Zu diesen äußerlichen Merkmalen gehört ohne Zweifel das große Format, das heute wohl die Mehrzahl der größten nationalsozialistischen Blätter beherrscht.

Der Führer der nun ebenfalls in Großformat herauskommt, hat in dem stolzen Bewußtsein, zu den bedeutendsten Tageszeitungen zu zählen, den inhaltlichen Ausbau unaufhaltsam fortgesetzt. Ununterbrochen geht die lange Kette der steten Verbesserungen und Verfeinerungen in den letzten Wochen und Monaten. Etappe folgt auf Etappe in der Durchführung des großen Aufbau-Programms. Mit dem Uebergang zum Großformat, der eine weitere gewaltige Leistungssteigerung bedeutet, ist die Stellung des „Führer" in der Reihe der größten und bedeutendsten Blätter des Reiches auch nach außen hin dokumentiert.

Der Führer der an der Spitze der aus ihm hervorgegangenen gesamten NS-Presse Badens, welche eine Auflageziffer von zusammen rund 200000 zählt, steht, ist der politische und kulturelle Eckpfeiler des Reichs in der Südwestdeutschen Grenzmark. Seine Erörterungen in den Grenzlandfragen der Südwestmark gelten im Reiche überall als maßgeblich.

Er ist Künder und Hüter des nationalsozialistischen Aufbruchs und Kulturschaffens, er ist

das geistige Bollwerk des neuen Deutschland am Oberrhein!

Die Industrie unserer Saar

Ein Beitrag zum Südwestdeutschen Heimattag — Von Willi Albrecht

Zur Zeit des beginnenden Frühlings, als der Bauer mit starker Hand den Pflug durchs Land führte, als die erste Säemaschine den Samen für die Sommerfrucht ins braune Erdreich senkte, reiste ich kreuz und quer durchs Land der Saar, durch jenes Land, zu dem täglich unsere Gedanken wandern. Immer wieder erfreute mich das Bild des pflügenden und säenden Bauern, dies Bild des Friedens. Aber nie sah ich den Blick nicht gleichzeitig auf rauchende Schornsteine fallen, die hoch in den Himmel hineinragen. Ich mochte hinfahren, wohin ich wollte, in diesem kleinen Ländchen, immer wieder tauchten neue Riesenschlöte auf, wenn am Horizonte die anderen noch zu sehen waren.

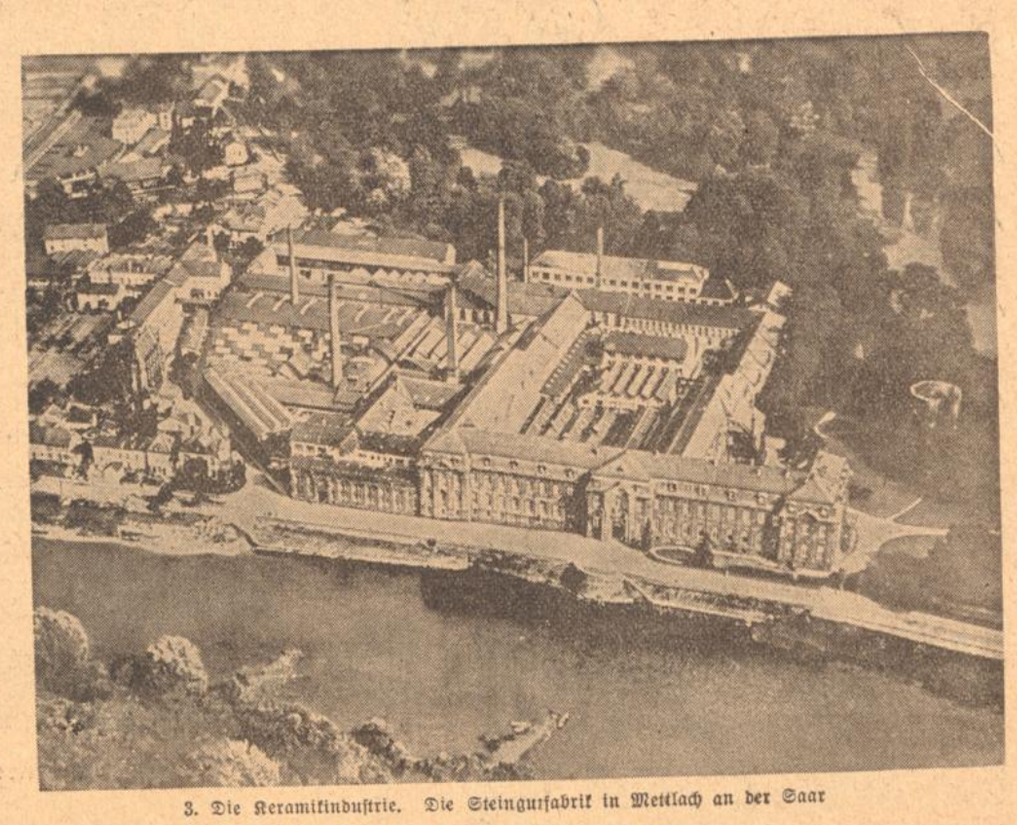
Die drei großen Industrien im Saargebiet:
1. Der Kohlenbergbau. Blick auf die Fördertürme einer Kohlengrube

Wir können uns dieses Land nicht denken ohne Fabriken, Fördertürme, Rauch und Ruß, dieses Land an der Saar mit seinen landschaftlichen Schönheiten, mit seinen so schön bewaldeten Hügeln, mit seinen schmucken Bergmannsdörfern an Bergeshängen, mit dem lieblichen Saartal, seinem Warndt. Hier in diese Landschaft griff mit starker Hand der Mensch ein, schuf Bauwerke der Technik, vor welchen wir gleichermaßen staunend und bewundernd stehen wie vor den Schönheiten einer herrlichen Natur.

Ich fuhr hinab ins Kohlenbergwerk, schlüpfte durch enge Stollen, sah den Grubenarbeiter bei seiner schweren Arbeit, hörte von seinen Nöten, ich stieg die Hochöfen hinauf und sah die Großartigkeit der Technik, war ganz entzückt beim Sternenregen aus deren Thomaskonvertur, konnte mich kaum trennen von den Glasbläsern der herrlichen Kristallgläser und ihrer kunstvollen Arbeit, war in vielen Werken und ließ mir die Arbeit aufs genaueste erklären. Ich hätte dies alles auch in anderen Gegenden unseres Vaterlandes sehen können, aber nie hätte ich alles so nah zusammen gefunden und nirgends wird Arbeit und Arbeiter so eng verbunden sein wie hier, wo um ein Land gekämpft wird. Arbeit und Arbeiter wollte ich kennen lernen, diesen Arbeiter, um dessen Seele so stark gerungen wird, dessen Seele aber immer schon wußte, welchen Weg sie zu gehen hat. Der Arbeiter entscheidet den Kampf um die Saar, er hat ihn schon entschieden, er hält zu Deutschland, wie er es schon in all den Jahren des Krieges und des Völkerbundsstaates getan. Ich traf keinen einzigen, der nicht für Deutschland gesprochen hätte: der Kumpel, welcher aus der Nacht des Bergwerkes kam, der Eisenwerker vom Hochofen, aus der Hitze des Walzwerkes, sie alle sprachen leuchtenden Auges von der Heimkehr zum Reich.

Was kümmern sie sich um alle Versprechungen und Verheißungen, sie können es so wenig wie wir alle verstehen, warum deutsche Menschen zu fremdem Volke sollen, nur weil in Lothringen das Erz gegraben wird, welches man im Saarlande für die **Hütten braucht.** Da müßte ja unser Ruhrgebiet gar schwedisch werden, weil im Ruhrgebiet die Hüttenwerke Eisenerz aus dem fernen Schweden verarbeiten. In Bergmannsstuben aber sah ich etwas, was mehr als alles sagte, was das Herz auch des einfachsten Arbeiters bewegt, nur ein einfacher Kalender, welcher drei Bändchen mit je den ersten 10 Zahlen enthält. Jeden Morgen wird an einem Bändchen gezogen, wieder ist die Zahl um eines kleiner geworden. Wieder ist der Tag der Abstimmung um einen näher gekommen. In den Wirtschaften aber leuchtet die Zahl groß und manchmal um 12 Uhr des Nachts steigt so ein Langaushalter auf und zieht am Bändchen. Auch diese Tage werden noch vorübergehen, mögen sie auch noch so schwer sein.

Auf die Emigranten darf man im Saargebiet nicht recht zu sprechen kommen. Da werden die Blicke hart, die Ausdrücke aber ganz gemein grob. Wir können es unseren Brüdern nicht verargen. Die bei uns mit Verachtung Ausgestoßenen haben dort bei Fremden Stütze gefunden und nützen dies gegen die Bevölkerung, die sie bis in die tiefste Seele verachtet, aus. Ich traf auch keinen von jenen Separatisten, sie müssen doch wirklich äußerst dünn gesät sein. Dagegen erzählten mir junge Mädchen voll Stolz, daß bei ihnen der Landjäger gewesen sei, weil sie mit ihrer Gruppe in Reih und Glied marschiert seien. Das war zum Glück nicht wahr, denn sonst wäre ja unsere stramme Führerin bestraft worden, aber sie waren doch marschiert. Bei einem Marsch ins Reich waren sie bis zur Grenze einzeln gegangen, direkt auf der Grenze aber hatten sie sich aufgestellt und ein frohes Lied der neuen Zeit angestimmt. Oder jener kleine Knirps im Bergmannsdorf: er grüßte leis, fragend mit „Heil Hitler". Dem Fremden gegenüber muß man ja die letzten Tage vorsichtig sein. Als ich aber die Hand zum Gruß erhob und ebenfalls Heil Hitler sagte, riß er schnell noch die Hand empor und aus seinen Augen sprach die helle Freude.



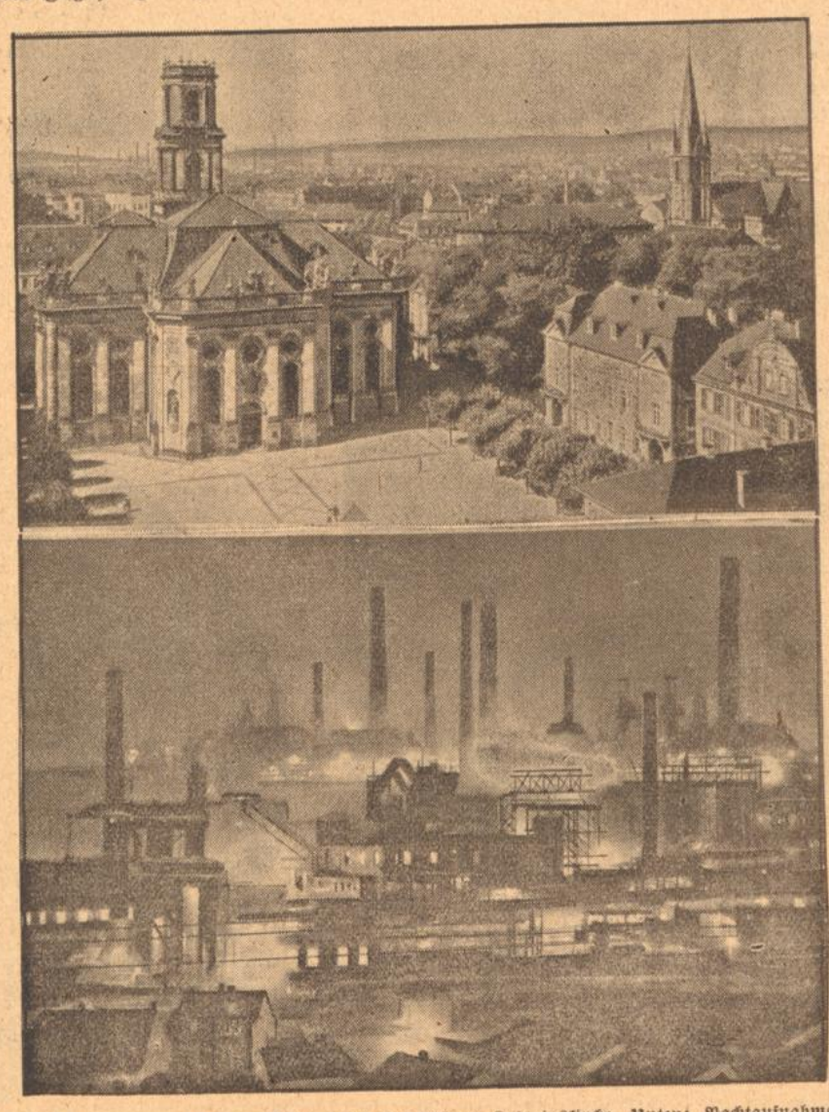
3. Die Keramikindustrie. Die Steingutfabrik in Mettlach an der Saar

Ueberall im Saargebiet hörte ich das gleiche, im Wirtshaus, im Zuge, in der Fabrik, auf der Straße: für uns gibt es nur das eine, heim ins Vaterland, das uns heute mehr wie früher zur Heimat wird, in welchem jeder Arbeiter so viel gilt wie jeder andere, während wir hier nur die Arbeiten in mühseligster Weise machen müssen, die anderen aber den Gewinn einstecken. Als ich aber dann fragte, wo die Produkte ihrer Arbeit, welche heute zum großen Teil nach Frankreich wandern und dort Absatz finden, nach der Rückgliederung hingehen sollen, da antwortete wieder jeder: wir wollen mit jedem anderen Staat der Welt Handel treiben, wir wollen weiter mit Frankreich zusammenarbeiten. Aber all dies hat wirklich mit unserer Zugehörigkeit zum deutschen Volk und Reich nichts zu tun. Wegen der Wirtschaft lassen wir uns nie vom Bruder trennen. Und ich war recht froh, daß das Wort, das ich noch nie begreifen konnte, nicht wahr ist, daß dort, wo es einem gut gehen soll, das Vaterland sei. Denn gar viele sagten es und es klang wie ein Schwur, daß sie lieber bei Deutschland in Not sein wollen als in Frankreich in Ueberfluß. Aber dies sagten mir jene, denen von Frankreich alles versprochen wird.

Und noch eines freute mich von Herzen. Der Saarländer glaubt ebenso wie wir alle an den Aufstieg Deutschlands. In allen Betrieben, welche mit Deutschland zusammenarbeiten, macht sich die wirtschaftliche Besserung stark bemerkbar.

Gar oftmals hielten die langen Züge, Hunderte von Arbeitern stiegen ein. Am Bahnhof aber standen in langer Reihe die beladenen Kohlenwagen, auf dem Förderturme aber wehte die Trikolore. Da griff ich unwillkürlich zum Bleistift, rechnete und errechnete eine Zahl von Eisenbahnwagen, welche die Kohlen faßten, welche die französische Verwaltung aus unseren deutschen Kohlenlagern der Saar mit deutschen Kräften herausschaffen ließ. Und ich sah im Geiste einen langen, langen Zug, konnte es nicht begreifen und doch muß es so sein, er schlang sich mehrere Male um den ganzen Aequator. Und neben mir saßen auf rauhen Holzbänken müde Bergarbeiter, welche sich erzählten, daß auf der Nachbargrube der Tod wieder zwei Brüder gefordert habe.

2. Die Eisenindustrie. Blick auf die Völklinger Hütte



Oben: Der Ludwigsplatz in Saarbrücken mit der schönen Ludwigskirche. Unten: Nachtaufnahme der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke in Völklingen

Badische Trachten

Oberentersbacherin

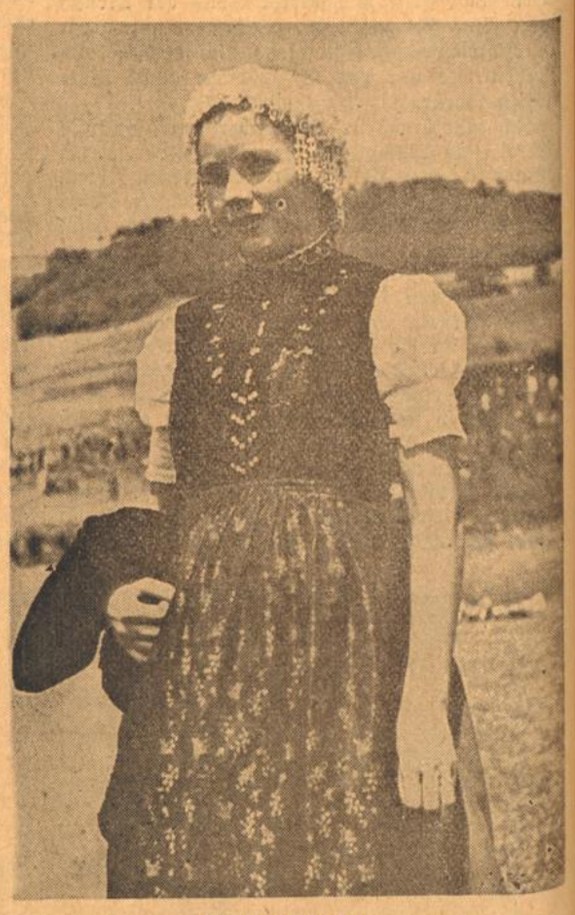
Kinzigtälerin

Mädchen aus Hinterfreyersbach

Zellerin

Markgräflerinnen

Villingerinnen



Glottertälerin

Aufnahmen: Dr. Paul Wolff-Frankfurt und Retzlaff-Berlin (Archiv der Reichsbahndirektion) und Bauer-Karlsruhe